

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



Wen das Grab ruft

**BASTEI
LÜBBE**

Die große Horror-Serie
von Jason Dark

Wen das Grab ruft

Ellen Long sagte noch nichts, als ihr Mann aufstand, die kleine Küche verließ und in den Flur ging. Erst als er zurückkam, wunderte sie sich. Da hatte Kevin seine dunkle Jacke übergezogen und die flache Mütze aufgesetzt.

Ellens Gefühle zeichneten sich auf ihrem Gesicht ab. „Du willst weg?“ fragte sie.

„Ja.“

„Wohin?“ Auch sie erhob sich. „Es ist dunkel. Du kannst doch nicht jetzt noch ...“

Mit einer knappen Handbewegung unterbrach er seine Frau und erklärte mit dumpfer Stimme: „Ich gehe in mein Grab ...“



Auch in der Dunkelheit wirkte das Gesicht meines Freundes Bill Conolly hart und angespannt, als er sich umdrehte und mich anschaute. „Ich sage dir, John, der wird kommen.“

„Möglich.“

Bill rutschte ein Stück näher. Unter seinem Körper knirschte der feine Kies. „Nicht nur möglich, der steckt da unten im Wasser.“

„Kann er überleben?“

„Und wie!“

„Wir werden sehen.“

Mein Freund hob die Schultern und schüttelte den Kopf. Ihm passte meine Skepsis nicht, aber sie war angebracht, denn Bill, Suko und ich befanden uns auf der Spur eines unheimlichen Vorgangs. Wie alles zusammenhing, wussten wir auch nicht, auf jeden Fall mussten wir abwarten, bis der andere sich zeigte.

Deshalb hatten wir uns auch günstige Positionen ausgesucht. Wir lagen an einer Seite der Kiesgrube, während unser Freund Suko gegenüber seinen Platz gefunden hatte.

Es war eine stille, noch nicht zu kalte Novembernacht. Der Himmel über uns schimmerte irr einem matten, dunklen Grau. Hin und wieder durchzogen von langen Wolkenschleieren, die wie verzerrte Gesichter wirkten, da sie an einigen Stellen aufgerissen waren. Einen Mond sahen wir nicht. Ab und zu ein paar Sterne, ansonsten lastete die Dunkelheit über dem Gelände.

Es war eine stille Gegend. Tagsüber sah es anders aus. Da fuhren

zahlreiche Lastwagen und schafften den aus der Grube geförderten Kies zu den einzelnen Baustellen. In der Nacht jedoch verirrte sich hierher nicht einmal ein Liebespaar, denn die Gegend wirkte wie die Kraterlandschaft auf einem anderen Stern.

Wir lagen direkt am Rand der Grube. Wenn ich den Kopf ein wenig vorschob, konnte ich in die Tiefe schauen. Die Hänge, die nach unten in die Schüssel führten, waren ziemlich steil. Zudem mit einer dünnen Kiesschicht bedeckt, und wenn wir sie hinabliefern, mussten wir acht geben, nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Noch war es nicht soweit. Wir lagen da und beobachteten. Mein Blick glitt über den Grund der Kiesgrube. Wasser war aus dem Innern der Erde gequollen und hatte die Schüssel ausgefüllt. Da kaum ein Lüftchen wehte, wirkte die dunkle Fläche des Wassers auf mich wie ein glatt poliertes Stück Blech.

Mindestens eine halbe Stunde lagen wir auf dem kiesigen Boden. Ich merkte, wie allmählich die Kälte durch meinen Körper kroch. Es wurde Zeit, dass ich mich bewegte. Hier oben befanden wir uns zwar in einer relativ guten Beobachterposition, wenn wir allerdings etwas erreichen wollten, mussten wir an das Wasser.

Das wollte ich. Bisher hatte ich nichts gesehen, war nur auf Bills Vermutungen angewiesen, und die konnten mir schon Angst machen, vorausgesetzt, sie trafen zu.

Ich hatte keine Lust mehr, noch länger am Rand der Kiesgrube zu liegen und steife Knochen zu bekommen, aus diesem Grunde winkelte ich die Arme an und stemmte mich hoch.

Bill schaute mich erstaunt an. „Willst du nach unten?“

„Ja.“

„Aber er wird bestimmt kommen.“

Ich lachte. „Das glaube ich dir sogar, mein Lieber. Nur habe ich keine Lust, möglicherweise bis zum frühen Morgen zu warten, ich will ihn schneller sehen, vielleicht sogar locken. Wenn er sieht, dass ich mich dem Wasser nähere, steigt er bestimmt hervor.“

„Das ist riskant“, warnte Bill.

Ich hob die Schultern. „Weiß ich. Auch die Herfahrt war riskant. Da hätte uns fast ein Lastwagen gerammt.“

„Du bist unverbesserlich.“ Bill blieb ebenfalls nicht liegen und stellte sich neben mich.

Bevor er ein Wort ausgesprochen hatte, wusste ich schon, was er vorhatte, deshalb sprach ich schon dagegen. „Nein, mein Lieber, du nicht. Ich mache das allein.“

„Wieso?“

„Decke du mir von hier den Rücken.“

Bill war sauer, das merkte ich ihm an. Er fügte sich jedoch. „Okay, du

hattest die Idee.“

Von meinem Gürtel hakte ich die Lampe los und schaltete sie dreimal kurz hintereinander an. Ich hatte dabei auf die gegenüberliegende Seite der Kiesgrube gezielt und bekam von dort Antwort. Ein zweimaliges Aufzucken bewies mir, dass Suko verstanden hatte. Diese Signale waren zuvor abgemacht worden. Ich konnte mich jetzt auf Suko und Bill verlassen.

„Immer musst du deinen Kopf durchsetzen!“ beschwerte sich der Reporter und sah dabei mein Grinsen.

„Tja, manche haben eben einen besonders dicken Schädel.“

„Der mit allerlei gefüllt sein kann“, bemerkte der Reporter.

„Wenn du nicht aufhörst, kannst du bald mit einem Krankenpfleger flirten“, sagte ich, schlug dem Reporter zum Abschied auf die Schulter und machte mich auf den Weg in die Kiesgrube.

Noch sah ich den ganzen Fall ziemlich locker. Wir hatten auch keinen offiziellen Einsatz, selbst Sir James wusste nicht Bescheid. Suko und ich waren nur gekommen, um unserem Freund Bill Conolly einen Gefallen zu tun.

Hätte ich damals schon ahnen können, was sich aus diesem Kiesgrubenabenteuer entwickeln würde, ich glaube, ich hätte an manchen Stellen sogar gekniffen. So aber suchte ich den schmalen Pfad, der hangabwärts zum stillen Wasser führte.

Er war nicht schwer zu finden. Leider auch ziemlich steil, so dass ich ihn schräg hinabgehen musste, wollte ich nicht ausrutschen und mich überkugelnd im Tümpel landen.

Natürlich schaffte ich die Strecke nicht geräuschlos. Kies und kleinere Steine rutschten nach. Die breiteren Zufahrten für die Lastwagen befanden sich an der anderen Seite, dieser Pfad war eigentlich nur für Kletterer gedacht. Ein paar mal musste ich mich auf der Handfläche abstützen, während ich meinen Blick nach vorn gerichtet hielt und die glatte dunkle Fläche nicht aus den Augen ließ.

Dort lag alles bewegungslos. Nicht eine Welle rollte über das dunkle Wasser. Wäre es nicht gerade Bill Conolly gewesen, der mir von dem Fall berichtet hätte, hätte ich um diese Zeit im Bett gelegen.

So aber erreichte ich nach einigen Mühen und schrägem Gehen das flache Ufer. Ein ziemlich breiter, mit Kies bedeckter Streifen befand sich zwischen dem Tümpel und dem hinter mir ansteigenden Hang. Links von mir, wo mehr Platz war, sah ich einen großen Schaufelbagger stehen. Er wirkte wie ein schlafendes Ungeheuer aus Stahl.

Nichts rührte sich dort. Unser unbekannter Gegner hielt sich da auch nicht versteckt.

Mein Blick glitt über den glatten Tümpel hinweg, den jenseitigen Hang hoch und erfasste eine schmale Gestalt. Sie sah aus dieser

Entfernung ziemlich klein aus. Jetzt winkte sie mir zu. Ich hob den Arm und grüßte zurück.

Danach wanderte ich an der Wasserfläche entlang. Auf ängstliche Gemüter mochte eine nächtliche Kiesgrube beunruhigend und gefährlich wirken, das war bei mir nicht der Fall. Dieser Tümpel, so schwarz sein Wasser auch sein mochte, lag glatt und bewegungslos vor mir. Ich hörte nur meine eigenen Schritte, denn unter den Sohlen erzeugte der sich durch den Druck bewegende Kies raschelnde und hell klingende Laute. Die einzigen Geräusche in dieser ansonsten fast absoluten Ruhe.

Etwa an der Tümpelmitte blieb ich stehen und blickte weiterhin auf die glatte Fläche. Kiesgruben sind oft tief. So mancher Mensch hatte darin sein Leben verloren, wenn er die Tiefe unterschätzte und nicht schwimmen konnte. Auch mir kam das Wasser jetzt ein wenig bedrohlich vor, als ich meine Blicke darüber wandern ließ.

„John ...“ Die Stimme hallte in die Schüssel hinein und wurde zu einem langgezogenen Echo. Da Bill Conolly gerufen hatte, musste ich den Kopf drehen. Ich schaute den Hang hoch, aber der Winkel war zu schlecht, deshalb sah ich den Reporter nicht.

„Was ist denn?“

„Siehst du ihn?“

„Nein. Sollte er sich tatsächlich im Wasser verborgen haben, muss er auf dem Grund stehen.“

„Wir könnten uns Stangen besorgen und nachschauen.“

„Ich warte erst noch. ,“

„Ja, ist gut . . . ,“ Bills Stimme verhallte.

Von der gegenüberliegenden Seite sah ich das kurze Aufblitzen einer Taschenlampe. Suko gab mir ein Zeichen, dass er mit meinem Vorschlag einverstanden war.

Bill Conolly ging davon aus, dass dieses Wesen oder diese Person, die wir suchten, gefährlich war. Dementsprechend vorsichtig war ich auch, schaute nicht nur auf eine Stelle, sondern wechselte ständig die Blickrichtungen. Der andere tat mir nicht den Gefallen, sich mir zu zeigen. Da reagierte er ähnlich wie das Ungeheuer von Loch Ness. Auch Nessie erschien angeblich nur, wenn gerade mal kein Tourist in der Nähe wartete.

Ich wollte es anlocken, hob einen dicken Kieselstein auf, der soeben noch in meine Handfläche passte, und schleuderte ihn in das dunkle Wasser. Ich hörte das Klatschen und sah helle Spritzer wie kleine Diamanten hochspringen. Kreisrunde Wellen breiteten sich aus und rollten auch dem Ufer entgegen. Eine andere Reaktion bekam ich nicht.

Ich schaute dem Auslaufen der Wellen zu und dachte intensiv darüber nach, ob ich nicht Bills Vorschlag folgen sollte und wir uns Stangen

holten, um den Tümpel abzusuchen.

Das brauchte ich nicht mehr, denn plötzlich - die Wellen waren soeben ausgelaufen - tat sich etwas. Unruhe entstand.

Unter der Wasseroberfläche begann es. Da geriet irgend etwas in Bewegung, denn ich sah die schaukelnden Wellen gegen das Ufer anrollen.

Mein Stein konnte sie nicht verursacht haben, er lag längst auf dem Grund. Aber wer dann?

Ich schaute sehr genau hin. Aus den Wellen wurde ein leichtes Schäumen, das sich auf eine bestimmte Stelle nahe der Tümpelmitte konzentrierte, denn dort befand sich das Zentrum.

Möglicherweise hatten Bill und Suko auch etwas bemerkt, Sie hielten sich zurück, auch ich achtete nicht auf die Reaktionen meiner Freunde und wartete gespannt ab. Dabei stand ich so dicht am Ufer des Tümpels, dass die auslaufenden Wellen fast meine Schuhspitze berührten.

Jetzt schäumte das Wasser sogar. Die kleinen und größeren Bläschen wirkten auf mich wie aus dem Maul eines Ungeheuers ausgestoßener Speichel. So hell und brodelnd, dabei immer wieder zerplatzend.

Und dann kam er. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, wobei sich meine Augen weiteten. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit dem, was da aus der Tiefe des Tümpels an die Oberfläche kam.

Das war eine Gestalt wie aus einem Alptraum ...



Ellen Long hatte ihren Mann Kevin gehen lassen. Was hätte sie auch anders tun sollen? Kevin gehörte zu den Typen, die sich nichts sagen ließen. Sie wollte sich nicht über ihn beschweren, nein, er war ein prima Kerl, sorgte für sie und die beiden Kinder und hatte es auch geschafft, durch viel Arbeit zu einem kleinen Haus zu kommen, das die Familie seit zwei Jahren bewohnte. Aber so wie an diesem Abend hatte er noch nie reagiert.

Jeder Mensch, der arbeitet, hat auch mal das Recht, auszuflippen, das war nicht weiter tragisch, und so etwas gestand Ellen auch ihrem Mann zu, aber in dieser Weise auszuflippen, war nicht seine Art. Wenn er mit dem Fahrrad in den Pub fuhr, dann sagte er das jedesmal und hatte dabei noch einen Scherz auf den Lippen, aber die Antwort auf ihre Frage hatte Ellen sehr erschreckt.

In sein Grab wollte er gehen ...

Ellen schüttelte sich, als sie daran dachte. Sie saß noch immer an dem kleinen Küchentisch und hatte beide Hände gegen ihre Wangen gelegt. Als Scherz wollte sie die Antwort nicht ansehen, dazu hatte sie einfach zu ernst geklungen.

Hinzu kam noch etwas. Ellen hatte sich geweigert, es zu akzeptieren. Als es immer stärker wurde, war sie nicht darum herumgekommen, sich dennoch damit zu beschäftigen. Dafür gab es einen Begriff. Todessehnsucht ...

Genau das war es. Ellen hatte, bevor sie ihren Mann kennen lernte, einige Semester studiert und das Studium dann abgebrochen. Psychologie gehörte zu ihren Fächern. Jetzt erinnerte sich die Frau wieder daran, was der alte Professor damals über das Thema referiert hatte.

Es gab tatsächlich Menschen, die eine gewisse Sehnsucht nach dem Tod besaßen. Besonders in der letzten Zeit war diese Art von Sehnsucht unnatürlich stark geworden.

Das mochte mit der Kälte und der Unmenschlichkeit mancher Gesellschaftsschichten zusammenhängen und auch mit den zahlreichen Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren unter dem Titel *Gespräche mit Toten - aus dem Jenseits zurück* erschienen waren. Und alle Menschen, die in den Büchern von ihren Erlebnissen berichteten, hatten den Sprung vom Diesseits zum Jenseits stets positiv gesehen. Als Quelle eines neuen Lebens, in dem das alte, zurückliegende nur mehr für sie ein Scherbenhaufen war, trotz Familie und Geborgenheit.

Die Bücher hatten hohe Auflagen erreicht, waren von zahlreichen Menschen gelesen worden und hatten wegen ihrer positiven Tendenz einen nicht unbedeutlichen Eindruck bei den Lesern hinterlassen. Viele kamen mit dem Leben nicht mehr zurecht. Man suggerierte ihnen eine schöne, bessere Welt ein, und da war es praktisch eine Folge, dass die Todessehnsucht immer stärker wurde.

Wie bei Kevin ...

Vor einigen Wochen hatte es begonnen. An einem Abend sprach er davon. Zunächst hatte Ellen nicht zugehört, bis sie aufmerksam wurde, denn Kevin wollte einfach nicht aufhören. „Es muss doch toll sein, den Tod zu erleben!“ So hatte er gesprochen.

Diesen Satz vergaß Ellen nie. Hatte er sie zuerst erschreckt, dachte sie wieder an ihre Ausbildung und sprach mit ihrem Mann darüber. Sie wollte Hintergründe erfahren, doch Kevin zeigte sich verschlossen. Er sprach von einer Stelle, die ihm helfen konnte.

Ellen wollte daran nicht so recht glauben und diskutierte auch nicht mehr über das Thema. Es lag aber nach wie vor zwischen ihnen. An einem Sonntag hatten sie wieder darüber gesprochen. Kevin war sehr erregt gewesen, hatte einige Gläser zuviel getrunken, und da rutschte ihm etwas heraus. Ellen konnte es auch nicht vergessen.

„Das Grab lockt ...“ Mehr hatte er nicht gesagt, aber Ellen konnte sich vorstellen, was damit gemeint war.

Nicht weit entfernt gab es einen Hügel, den man das Hügelgrab nannte. Angeblich sollten in grauer Vorzeit dort irgendwelche

magischen Rituale durchgeführt worden sein. Genauereres wusste niemand, denn nichts war darüber je geschrieben worden. Was es an Berichten gab, konnte man in das verschwommene Reich der Sage und Legende einstufen. Und jetzt hatte Kevin beim Weggehen von diesem Grab gesprochen.

Für Ellen Long war es unbegreiflich. Wollte ihr Mann tatsächlich mitten in der Nacht diesem Hügelgrab einen Besuch abstatten? Wenn ja, war er nicht mehr bei Trost.

Ellen hätte ihm bei seinen Problemen gern geholfen, nur konnte sie diese Hilfe nicht in die Praxis umsetzen, da sie sich nicht traute, das Haus zu verlassen. Die Kinder schliefen oben, und sie wollte sie nicht allein lassen. Kevin würde irgendwann schon wiederkommen.

Sie seufzte schwer und erhob sich. Automatisch begann sie damit, den Tisch abzuräumen. Eine völlig normale Arbeit, die sie jeden Abend verrichtete. Nur kam sie ihr diesmal anders vor. Jeden Gegenstand, den sie auf die kleine Spüle stellte, sah sie als nutzlos an. Teller, Tassen, Messer, Gabeln – Dinge des normalen Lebens wollte sie nicht mehr akzeptieren.

Selbst ihre eigenen Schritte kamen ihr fremd vor. Sie ertappte sich dabei, dass sie dem Klang der Schritte lauschte und konnte es auch nicht vermeiden, dass sich auf ihrem Rücken eine Gänsehaut bildete.

Als sie den Tisch abgeräumt und die Decke zusammengefaltet hatte, öffnete sie eine Schranktür und holte die Brandyflasche hervor. Einen kleinen Schluck nahm sie und fühlte die Wärme des Alkohols in ihrer Kehle und später im Magen.

So etwas tat sie auch selten, überhaupt reagierte sie nicht wie normal. Ellen stand unter Strom. Sie war innerlich aufgewühlt, schaute auf die Handrücken und auch auf ihre Arme, wobei sie sah, dass sich die feinen Härchen dort aufstellten und ein Schauer über die Haut lief. So nervös war sie ...

Die Reaktion ihres Mannes hatte sie völlig aus der Bahn geworfen, und er war noch immer nicht zurück. Zwar hatte sie bei seinem Weggang nicht auf die Uhr geschaut, ihrer Schätzung nach schien bereits eine Stunde vergangen zu sein.

Sie wartete ...

Plötzlich kam ihr die Küche zu klein, eng und bedrückend vor. Sie hatte das Gefühl, als würden sich die Wände bewegen und gegen sie fallen wollen. Aus diesem Grunde verließ sie den Raum, betrat den kleinen Flur und machte dort Licht.

Ellen Long sah sich im Spiegel. Das dunkle Haar war an einigen Stellen bereits grau geworden. Auch die Haut war nicht mehr glatt wie bei einem jungen Mädchen. Daran hatte sie sich gewöhnt. Jeder Mensch wurde älter.

Sie erschrak allerdings über den Ausdruck ihrer Augen. Ellen war Psychologin genug, um ihn deuten zu können. Es hatte keinen Sinn, nach irgendwelchen Ausreden zu suchen, es war einfach die Angst, die aus ihrem Blick sprach.

Angst wovor? Vielleicht vor ihrem Mann? Nein. Vielleicht war es die Situation. Ellen hatte das Gefühl, als wäre mit diesem Abend eine Wende in ihrem Leben eingetreten, und sie glaubte nicht, dass es eine Wende zum Positiven hin war. Mit dem Weggang ihres Mannes hatte auch ihr Leben einen anderen Sinn bekommen.

Sie sah die gewundene Treppe in die erste Etage führen. Kevin hatte die Treppe selbst gebaut. Er war ein geschickter Handwerker, hatte sehr viel gearbeitet, vielleicht sogar zuviel. Deshalb war es ja zu dieser Überreaktion gekommen, und Ellen sagte sich, dass sie Kevin nicht allein lassen durfte.

Nicht in dieser für ihn schweren Stunde!

Zwei Stufen schritt sie die Treppe hoch und lauschte in die Höhe. Die Türen zu den Zimmern der Zwillinge standen offen. Wenn irgend etwas war und die beiden Jungen unruhig wurden, konnte sie immer schnell hören, wenn etwas passierte.

Da tat sich nichts. Ruhige Atemzüge vernahm sie. Diese Tatsache bekräftigte sie in ihrem Entschluss, es doch zu wagen. Sie wollte nicht länger im Haus bleiben und sich aufzumachen, um ihren Mann zu suchen.

Da er von einem Grab gesprochen hatte, konnte er eigentlich nur den Hügel gemeint haben. Den Weg dorthin kannte die Frau. Sie war ihn schon des öfteren mit ihrer Familie gegangen. Er war bei sonntäglichen Ausflügen immer ein beliebtes Ziel gewesen.

Furcht hatte sie vor diesem Hügelgrab nicht gespürt, obwohl ihr von anderen Leuten manchmal gesagt worden war, dass das Grab ein unheimliches Flair oder eine bedrohliche Ausstrahlung besitzen würde.

Daran wollte sie nicht glauben. Bis zum heutigen Zeitpunkt. Jetzt allerdings hatte sie ihre Meinung geändert, denn die Reaktion ihres Mannes war auf keinen Fall als normal anzusehen.

Erst vor zwei Tagen hatte sie sich die rote Jacke gekauft, die innen ein Schaumstofffutter besaß. Sie nahm die Jacke vom Haken, streifte sie über, fühlte nach, ob der Schlüssel steckte, und verließ das Haus. Leise drückte sie die Tür hinter sich zu.

Die Familie Long wohnte in einer schmalen Straße. Es standen nur wenige Häuser dort. Zwischen den einzelnen Bauten existierten noch große Lücken, zumeist mit Rasenflächen ausgefüllt oder auch mal einem kleinen Acker. Hinter den Häusern begann eine waldreiche Umgebung. Gleichzeitig stieg das Gelände ein wenig an, und dort begann auch der Pfad, der zu dem Hügelgrab führte.

Dunkel lag die Straße vor ihr. Da so wenige Häuser sie flankierten,

gab es auch keine Laternen. Schräg gegenüber befand sich die Scheune eines Bauern. Sein Wohnhaus lag dahinter. Dort brannte Licht. Sein Schein traf auch die linke Seitenwand der Scheune und ließ sie aussehen wie mit einem goldenen Schimmer überzogen.

Ellen warf dem Himmel einen kurzen Blick entgegen. Er war mond- und sternenlos, wie geschaffen für eine Nacht wie diese hier.

Sie hob die Schultern und zitterte ein wenig, als sie die ersten Schritte setzte. Um das Haus ging sie herum, nahm den schmalen Weg, den Kevin erst im vergangenen Jahr plattiert hatte, und erreichte schließlich den Pfad, der außerhalb ihres Grundstücks auf den Wald und später zum Hügel führte.

Den Wald konnte sie bereits erkennen. Er lag dunkel und irgendwie gefährlich vor ihr. Die einzelnen Bäume konnte sie nicht unterscheiden. Die meisten hatten ihre Blätter verloren und schienen in der Finsternis mit den Stämmen zusammenzuwachsen, so dass der Wald wie eine gefährliche Mauer wirkte, die einerseits lockte und andererseits abstieß.

Ellen wusste selbst nicht, aus welchem Grund sie noch einmal einen Blick auf das Haus warf, als sie ungefähr das Gartenende erreicht hatte. Sie war mehr vom Gefühl als vom Verstand geleitet, vielleicht wollte sie auch zu den Fenstern der beiden Kinderzimmer hochschauen, die an der Rückseite des Gebäudes lagen. Jedenfalls tat sie es - und erschrak.

Im Garten stand jemand. Es war zwar dunkel, aber sie kannte die Stelle zwischen den Obstbäumen sehr genau. Sie war immer frei gewesen und würde auch frei bleiben, nur nicht in diesem Augenblick, denn zwischen den beiden dünnen Stämmen der Apfelbäume hielt sich eine Gestalt auf.

Ellen Long war über den Anblick so erschrocken, dass sie ihr Herz spürte. Es schlug wesentlich schneller als normal, und sie musste auch einige Male schlucken, bevor sie wieder tief Atem holen konnte.

Wer war der Fremde? Oder war er überhaupt fremd? Konnte es nicht auch ihr Mann sein? In der Dunkelheit war es für sie schlecht zu erkennen, wobei Ellen sich gleichzeitig fragte, ob der andere sie nicht auch schon gesehen hatte, denn auch sie hob sich von der freien Fläche wie ein Schattenriss ab.

Der andere sprach nicht.

Auch Ellen traute sich nicht, einen Laut hervorzubringen, aber sie wollte zu ihm. Wenn es tatsächlich Kevin war, musste sie ihn sprechen. Und sollte ein anderer den Garten betreten haben, dann ...

Ellen stoppte ihre Folgerungen, denn sie wagte nicht, weiter darüber nachzudenken.

Der Boden war weich. Die Schritte kaum zu hören, und nur das leise Quietschen des kleinen Tores an der Rückseite drang an ihre Ohren, als sie es öffnete.

Vom Tor aus führte ein schmaler Weg in den Garten. Ein unbefestigter Feldweg. Ellen war ihn schon unzählige Male gegangen, aber nicht mit dieser brennenden Angst im Herzen. Je näher sie ihrem unbeweglich dastehenden Ziel kam, um so mehr reduzierte sie die Schrittfolge.

Der andere tat nichts. Er stand wie eine Statue da und schaute ihr entgegen. Über den Schultern war sein Gesicht, ein etwas hellerer Fleck, nicht zu erkennen. Wenn er sich bewegt hätte, wäre alles anders gewesen, aber er dachte nicht daran und blieb unbeweglich.

Sie passierte den ersten Baum. Ein nahezu schmeichelnder Windzug fuhr durch den Garten, erfasste auch die Zweige der Obstbäume und löste einige Blätter, die taumelnd durch die Luft und dem Boden entgegenflogen. Zwei von ihnen blieben taufeucht auf den Haaren der Frau kleben.

Ungefähr die Hälfte der Distanz hatte Ellen überwunden. Noch immer war sie sich nicht darüber im klaren, ob es sich bei der Gestalt um ihren Mann handelte oder nicht.

Zudem irritierte sie etwas. Die Gestalt, die dort zwischen den beiden Bäumen stand, trug etwas auf dem Kopf. Möglicherweise war es die Mütze, die sich Kevin vor seinem Weggang aufgesetzt hatte, obwohl diese flacher als die neue Kopfbedeckung wirkte.

Dann drehte er ab. Sehr schnell geschah dies. Zu überraschend für Ellen, denn er ging plötzlich weg und lief auf die Rückseite des Hauses zu.

Ellen wollte hinterher. Sie streckte den Arm aus, als könnte sie ihn festhalten, und sie spürte, dass ihre Beine wie gelähmt wirkten. Sie schaffte es einfach nicht, einen Fuß vor den anderen zu setzen und bekam mit, wie der andere parallel zur Rückwand des Hauses schritt und auch an der kleinen Außentreppe vorbeischritt, die zum Keller führte. Dann verschwand er um die Hausecke.

Ellen Long war wie vor den Kopf geschlagen. So etwas hatte sie noch nicht erlebt. Der andere bewegte sich so sicher durch den Garten, als gehörte er dazu.

Also doch Kevin.

Weshalb hatte er dann nicht mit ihr geredet oder war auf sie zugekommen? Sie schüttelte den Kopf. Dachte auch an seinen seltsamen Weggang und beschloss, Nägel mit Köpfen zu machen. Sie musste einfach mit ihrem Mann reden! Zwar hatte es so ausgesehen, als wollte er dies nicht, darauf konnte sie keine Rücksicht nehmen und beeilte sich, damit sie ihn noch einholen konnte.

Ellen lief nicht die gleiche Strecke, sondern kürzte ab. Die Kinder hatten ihre Skateboards stehen lassen, darüber sprang sie hinweg, umrundete die Hausecke, erreichte die Breitseite des Gebäudes und blieb abrupt stehen, da sie den Rücken der Gestalt nur wenige Schritte

entfernt vor sich sah.

Er musste sie gehört haben, aber er drehte sich nicht um. Außerdem wirkte er anders als sonst. Er trug nicht mehr die gleiche Kleidung. Die Sachen, die er jetzt übergestreift hatte, wirkten irgendwie klobig oder pumpig, und auch Stiefel hatte er nicht getragen sowie den schweren Gürtel, der schon mehr ein Koppel darstellte. Und der Gegenstand auf dem Kopf schien ein Helm sein. Ein Stahlhelm. So etwas trugen Soldaten.

Ellen Long war völlig irritiert. Sie musste sich überwinden, um den anderen ansprechen zu können.

„Kevin?“ fragte sie.

„Ja?“

Ellens Herz klopfte rasend schnell. Himmel, das war Kevins Stimme. Also war er es doch. Weshalb dann die Verkleidung? Ihr fiel gleichzeitig ein schwerer Stein vom Herzen.

Sie ging einen Schritt vor und hatte kaum mit der Fußspitze den Boden berührt, als sich der Mann umdrehte.

Die Frau wurde zu Eis! Der Mann, den sie da vor sich sah, hatte zwar mit Kevins Stimme gesprochen, er war es aber nicht.

Vor ihr stand ein Monster!



Und vor mir auch!

Es stieg aus der Tiefe des Tümpels. Ich konnte es wirklich nur als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen. Vielleicht war die Farbe seines Körpers im normalen Tageslicht anders. Bei Nacht wirkte sie grau und schattenlos. Hinzu kam die Nässe, und ich sah, dass die Wassertropfen in langen Bahnen von seinen Schultern und dem völlig kahlen Schädel nach unten über den Oberkörper rannen.

Mir stockte bei diesem Anblick der Atem. Wie sollte ich das Wesen bezeichnen, das vor mir aus dem Wasser stieg?

Ein Mensch?

Nein, ein Mittelding zwischen Flugtier, Vampir und Mensch. Der Oberkörper hätte von einem Mann stammen können. Vielleicht waren die Schultern zu kompakt, dann kam der Kopf, mehr eine Kugel mit abstehenden Ohren. Das Gesicht war zusammengeschrumpft, so als hätte man den Schädel eines Gorillas in eine Presse gesteckt. Tiefe Falten durchzogen die Haut, und in diesem Beet aus Runen und Runzeln lagen auch zwei kleine, hell blickende und tückisch glänzende Augen. Überlange Arme besaß dieses Untier auch. Dabei auf dem Rücken zwei fledermausartige Schwingen, die es, je mehr es aus dem Wasser kletterte, immer weiter ausbreitete, so dass sie wie ein Mantel wirkten,

der mich direkt mit umschlingen wollte.

Eine furchtbare Gestalt, die sich schwerfällig in Bewegung setzte und auf mich zukam.

Ich bekam eine trockene Kehle. Ohne dass es mir bewusst war, glitt die Hand in Beretta-Nähe, aber ich brachte es einfach nicht fertig, die Waffe zu ziehen, denn das Monster hatte mir noch nichts getan, und zudem wollte ich erfahren, aus welchem Grund es aus dem See stieg.

Konnte es reden? Ich musste es auf einen Versuch ankommen lassen und sprach es an, während ich gleichzeitig noch einen Schritt zurückging und mich mehr dem Steilhang näherte.

Das zweite Wort blieb mir in der Kehle stecken, da ich die Stimme meines Freundes Bill hörte.

„John, verdammt, hast du es gesehen? Es ist gekommen. Das ist es. So habe ich es gehört ...“

„Klar! Bin ja nicht blind!“

Während meiner Worte war das Monstrum bis dicht an das flache Ufer gekommen. Zum erstenmal sah ich die Füße. Es hatte kaum Zehen, so dass sie wie Schwimmflossen wirkten, die an ihrer Vorderseite Andeutungen von Zehen besaßen. Das Wasser schwuppte über die Füße. Das erste Bein stellte das Untier schon auf den Kies, als ich abermals die Stimme meines Freundes Bill Conolly vernahm.

„Halte aus, John, ich komme zu dir runter! Das packen wir gemeinsam!“

Bill war in seinem Element. Mir allerdings passten seine Aktivitäten nicht so ganz. Wenn, dann musste ich schon mit dem Monstrum allein fertig werden.

Es griff an. Wahrscheinlich hatte mich Bill durch sein Reden zu sehr abgelenkt. Ich hatte nicht mehr an meine Waffe gedacht und auch die Nähe des Monsters zu mir unterschätzt.

Es warf sich mit einem Sprung vor, tauchte dicht vor meinen Augen reißzähnefletschend auf, und bevor ich auf dem nassen, rutschigen Kies zur Seite wegtauchen konnte, war es schon da.

Zwar drehte ich mich noch, aber die Steine gaben unter meinen Sohlen nach. Ich stürzte.

Zu Boden fiel ich nicht mehr. Der Schatten war über mir, und aus deinen Schatten wurde eine gewaltige Klammer, die mich so festhielt, dass beide Arme bewegungslos gegen meinen Körper gepresst wurden.

Für eine Sekunde stand ich da, ohne mich zu rühren. Ich sah das Monstrum aus allernächster Nähe und nahm auch den Gestank wahr, der von ihm ausging. Am meisten jedoch erschreckte mich die Kraft, die in seinen Armen steckte. Damit konnte er mir alle Knochen im Leibe brechen.

Das hatte das Monstrum nicht vor. Als es die Schwingen ausbreitete,

wusste ich Bescheid. Mit einer gleitenden Bewegung stieß es sich vom Untergrund ab und schwebte, mit mir in den Klauen, in die Höhe, wobei es sich noch drehte und den Kiesgrubentümpel als Ziel nahm ...



Ellen Long hatte das Gefühl, als würde ihr jemand den Boden unter den Füßen wegreißen. Mit allem hatte sie gerechnet, nur nicht mit diesem für sie grausamen Schock.

Das Wesen vor ihr hatte mit Kevins Stimme gesprochen, und doch war es nicht ihr Mann.

Vor ihr stand ein ... sie wollte es kaum glauben, aber es stimmte, ein Soldat mit einem zur Hälfte skelettierten Kopf, von dem nur mehr der obere Teil normal war.

Auch ein Stahlhelm saß auf dem schrecklichen Schädel. Ein Riemen lief an den beiden Seiten entlang und umspannte das Kinn.

Es war nur das Gesicht, das diesen Schrecken abstrahlte, die Hände und Arme wirkten normal. Aber was hieß in diesem verdammten Fall schon normal? Ellen wusste es nicht. Sie wusste nur, dass diese Person, die vor ihr stand, mit derselben Stimme gesprochen hatte wie Kevin.

War er es, war er es nicht?

Bisher hatte die Frau still auf dem Fleck gestanden und die Gestalt angesehen. Nun drang ein schweres Schluchzen aus ihrer Kehle, und dieses Geräusch schien für den anderen das Startzeichen gewesen zu sein, denn durch seinen Körper lief ein Ruck. Aber er schritt nicht auf Ellen zu, sondern wandte sich ab.

Die Frau begriff nichts. Sie ließ ihn gehen und bekam noch mit, dass er bewaffnet war. Er trug weder eine Maschinenpistole noch einen Karabiner, dafür schaukelten an seinem Gürtel oval geformte grüne Gegenstände: Handgranaten.

Ellen Long wunderte sich darüber, dass sie nicht einfach weggelaufen war. Sie blieb auch jetzt noch stehen und dachte über den seltsamen Soldaten mit dem halbzerstörten Gesicht nach. Eigentlich hätte er ihr einen solchen Schrecken einjagen müssen, dass sie voller Panik ins Haus gelaufen wäre, statt dessen überlegte sie, denn irgend etwas an dieser unheimlichen Gestalt war ihr noch aufgefallen.

Noch einmal warf sie einen Blick dorthin, wo der andere verschwunden war. Sie sah ihn nicht mehr, deshalb konnte sie ihre Vermutung auch nicht bestätigt sehen. Und doch war sie sich sicher.

Dieser Soldat hatte eine Uniform getragen, aber keine, wie man sie heute kannte, sondern eine alte, die man trug, als noch der große Krieg Europa zerstörte. Ellen hatte ihn nicht erlebt. Sie kannte den Schrecken nur aus Berichten und von Bildern.

Nachdem der andere nicht mehr zu sehen war, gelang es ihr, sich aus der Erstarrung zu lösen. Der tiefe Atemzug pumpte ihre Brust regelrecht auf, der Schwindel verschwand, und die Füße bekamen auch wieder Bodenkontakt.

Eines stand fest. Das Haus wurde von einem Monstrum umschlichen, das mit der Stimme ihres Mannes sprach. Es hatte sich bisher noch friedlich verhalten, nur fragte sich die Frau, wie lange dies noch der Fall sein würde. Aus diesem Grunde musste sie etwas unternehmen. Nicht zuletzt dachte sie auch an ihre beiden Kinder, die in der oberen Etage schliefen. Sollte der andere ins Haus eindringen wollen und sich an den Kindern vergreifen, sie würde ihres Lebens nicht mehr froh werden.

Der Gedanke und auch die Angst um ihre Kinder beflügelten die Frau. Es gab nur eine Möglichkeit. Sie musste das Haus so rasch wie möglich verlassen, bevor es sich das Monstrum anders überlegte.

So schnell wie in den nächsten Momenten war sie noch nie zur Haustür gelaufen. Sie rannte, was die Beine hergaben, holte den Schlüssel hervor, verlor ihn, nahm ihn wieder auf und stellte fest, dass ihre Hände zitterten, als sie öffnen wollte.

Erst beim zweiten Versuch gelang ihr dies. Sie merkte, wie das Schloss aufsprang, drückte die Tür nach innen und schloss sie augenblicklich wieder hinter sich.

„Mummy?“

Eine dünne Stimme drang von oben. Frank war inzwischen wach geworden. Er befand sich schon auf der Holztreppe, und die Frau hörte das Tappen der nackten Füße, als ihr Sohn nach unten kam. Sein Zwillingsbruder Kevin schien noch zu schlafen.

Auf der Treppe noch trafen Mutter und Sohn zusammen. Frank schaute verschlafen und erstaunt. „Was ist denn los, Mummy? Du warst draußen?“

„Ja, mein Schatz. Und du musst auch nach draußen.“

„Aber es ist doch Nacht.“ Frank rieb sich die Augen. „Was soll ich denn draußen?“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich werde dir alles später erklären. Bitte, mein Liebling, tu mir jetzt den Gefallen und geh!“

„Nach draußen?“

„Nein, zieh dich erst an.“

„Okay, Mummy.“ Frank verstand es zwar nicht, aber der achtjährige Junge tat, was seine Mutter gesagt hatte.

Ellen lief in das andere Zimmer, schaltete das Licht ein und sah ihren zweiten Sohn Kevin im Bett liegen. Einen kleinen Teddy hielt er an sich gepresst. Der Junge schlief tief und fest.

Die Frau fasste ihn an der Schulter und rüttelte ihn wach. Verschlafen fuhr das Kind in die Höhe, schaute seine Mutter groß an und wollte auch

eine Frage stellen.

Ellen hatte keine Zeit. Sie geriet in eine regelrechte Hektik und zog den Jungen hoch. „Bitte, Kevin, zieh dich an! Du musst sehr schnell sein. Streife auch die warme Jacke über.“ Beschwörend schaute sie den Kleinen an. „Was soll ich?“

„Anziehen, Kevin, keine Fragen. Ich hole das Auto aus der Garage.“

„Fahren wir denn weg?“

„Ja.“ Nach dieser Antwort verließ Ellen Long das Zimmer, schaute noch bei Frank hinein und sah wie er seine Hose zuknöpfte. Sie erklärte ihm ebenfalls, was sie vorhatte, und Frank nickte nur.

Mit zitternden Beinen und klopfendem Herzen lief Ellen die Treppe hinunter. Ihre Gedanken überschlugen sich. Sie hoffte, dass sie trotz der Panik das Richtige getan hatte. Es musste einfach gelingen, mit dem Wagen zu fliehen. Bestimmt war sie schneller als der andere, den sie nicht mehr als ihren Mann ansah, obwohl er mit dessen Stimme gesprochen hatte.

Vor der Haustür blieb sie für einen Moment stehen. Sie fürchtete sich, diese aufzuziehen, denn sie konnte sich gut vorstellen, dass der andere draußen lauerte.

Heftig riss sie die Türe auf, sah die freie Treppe, und ein Stein fiel ihr vom Herzen. Schnell eilte sie die beiden Stufen bis zum Vorgartenweg, lief über den Rasen und kürzte den Weg zur Garage so ab. Das Tor war nicht verschlossen. Sie kippte es hoch und lief schnell auf die Fahrerseite des grünen Escort zu.

Hastig schloss sie auf, setzte sich hinter das Lenkrad und war froh, dass der Wagen sofort ansprang. Es ging ihr zum Glück nicht so, wie manchen Schauspielern in einigen Filmen, die, wenn sie fliehen wollten, plötzlich nicht mehr von der Stelle kamen. Der Wagen rollte rückwärts aus der Garage. Ellen kannte den Weg im Schlaf. Sie wusste genau, wie man das Lenkrad einschlagen musste, um zum Ziel zu gelangen.

Rückwärts rollte sie auf das Haus zu und stoppte in Höhe der Tür. Als sie ausstieg, warf sie noch einen Blick in die Runde, weil sie damit rechnete, das Monstrum zu sehen. Die Straße war leer.

Ellen rammte die Tür auf. Sie hatte die Erinnerung an die schreckliche Gestalt zurückgedrängt, denn in diesen Augenblicken kam es ihr allein auf die Kinder an. Sie mussten gerettet werden und durften auf keinen Fall mitbekommen, was mit ihrem Vater geschehen war. Erst wenn sie in Sicherheit waren, würde Ellen weitersehen.

Noch am Beginn der Treppe rief sie die Namen ihrer beiden Söhne.

„Ja, Mummy ...“

„Seid ihr fertig?“

„Noch nicht.“ Das war Kevin.

Die Mutter eilte hoch. Kevin hatte sein Hemd nicht richtig zugeknöpft

und kam auch nicht zurecht. Frank stand neben ihm und lachte schadenfroh. Die Mutter schüttelte den Kopf, wobei ihre nächsten Worte von den Kindern nicht begriffen wurden. „Lasst es so, das könnt ihr später machen. Nehmt nur eure Jacken mit.“

„Und wo fahren wir hin, Mummy?“ fragte Frank.

„Es wird eine Überraschung.“ Ellen musste die Antwort so formulieren, sie wusste selbst noch nicht, welches Ziel sie eigentlich hatte. Zunächst einmal wollte sie weg. Unterwegs konnte sie noch immer über das Ziel nachdenken. Wichtig war es auch, dass sie die Polizei einschaltete. Die musste sich einfach um diesen Vorgang kümmern, auch wenn Ellen ihr keine Erklärung liefern konnte.

Sie sah, dass ihre Jungen fertig waren. „So, und jetzt nichts wie weg!“, sagte sie und wunderte sich darüber, dass sie es schaffte, sogar zu lächeln.

Zu dritt liefen sie die Treppe hinab. Die beiden Jungen polterten über die Stufen, sie überholten ihre Mutter auch, aber Ellen wollte nicht, dass sie die Haustür öffneten. Ihr schriller Ruf hielt Frank und Kevin zurück. Erschreckt standen die beiden still und drehten die Köpfe, denn sie hatten die Mutter noch nie so schrill schreien gehört.

„Was ist denn los, Mummy?“ fragte Kevin.

„Ich öffne die Tür.“

„Das haben wir doch immer ...“

Der Junge bekam von seiner Mutter keine Antwort mehr. Sie drängte sich an den beiden vorbei und hatte zwei Schritte später die Haustür erreicht. In ihrem Hals spürte sie ein Kratzen, die Lippen hatte sie aufeinander gepresst, der Kloß lag dick im Magen, und ihr Blick war fest auf die Tür gerichtet, als wollte sie das Holz durchbohren.

Vor wenigen Minuten hatte es ihr nichts ausgemacht, die Tür zu öffnen, nun verspürte sie Angst.

Keiner sprach. Ellen atmete schwer, und sie vernahm auch das Atmen ihrer Söhne. Die Jungen spürten, dass etwas in ihrer Mutter vorging, und sie stellten keine Fragen mehr.

Ellen streckte die Hand aus. Dabei überlegte sie, ob sie nicht aus dem Küchenfenster schauen sollte. Wenn sie den Kopf schräg legte, konnte sie erkennen, ob jemand vor der Haustür stand oder nicht. Sie hätte ihre Söhne nur misstrauisch gemacht, das wollte sie auf keinen Fall. Eine Panik der Kinder war nicht zu gebrauchen.

„Hast du Angst, Mummy?“ fragte Frank.

Die Frau zuckte zusammen. Auf diese Frage wollte sie keine Antwort geben. Die Kinder besaßen einen Instinkt, der ihr schon unheimlich war. Gleichzeitig überwand sie sich selbst und fasste nach der Klinke. Als sie ihre Hand darauf legte und die Kühle des Metalls spürte, hatte sie das Gefühl, ein Stromstoß würde hindurchfahren.

Dann drückte sie die Klinke nach unten, riss die Tür auf - und war wie gelähmt.

Vor ihr stand der andere wie ein Denkmal. Groß unbeweglich. Das aus dem Flur fallende Licht umhüllte seine schreckliche Gestalt und enthüllte die untere skelettierte Hälfte, wobei auch die Jungen ihn sehen mussten.

„Kevin ...“ Der Name ihres Mannes drang wie ein Hauch über die Lippen der Frau, aber Kevin gab keine Antwort. Er reagierte auf eine andere schreckliche Art und Weise.

Das Monstrum bewegte seine Hand, griff zum Gürtel und hakte dort etwas ab. Ein Ei aus Metall - eine Handgranate!

In diesem Augenblick wusste die Frau, dass sie in höchster Lebensgefahr schwebte. Dieses Monstrum, das mit der Stimme ihres Mannes sprach, wollte sie töten.

Und nicht nur sie, auch die beiden Kinder sollten an die Reihe kommen.

All das war ihr in Sekunden durch den Kopf geschossen. So lange brauchte der andere, bis er die Handgranate scharf gemacht hatte. Nahezu provozierend langsam zog er den Stift aus dem stählernen Ei.

„Mummy, was ist denn..?“

Ellen wusste nicht einmal, wer von ihren Söhnen gesprochen hatte, so erschreckt und fasziniert war sie von diesem grauenhaften Vorhaben des Monstrums.

Die Hand mit dem tödlichen Stahlei sank nach unten, und die scharfe Handgranate rollte über den Boden, wobei sie ihren Kurs auf die Mutter mit den beiden Kindern nahm ...



Das Ungeheuer aus der Kiesgrube besaß eine Kraft, die meine Angst zur Panik steigerte. Es hielt mich so hart umklammert, dass mir meine Knochen bereits jetzt schmerzten.

Ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich noch unternehmen sollte. Zu hart war der Griff. Ich versuchte, die Beine anzuziehen, was mir nicht gelang, denn auch dort spürte ich den Druck. Auch meine Arme steckten fest. Den Kopf konnte ich vordrücken, aber das half mir nichts.

Der andere wollte mich töten. Eiskalt umbringen. Über ein Motiv brauchte ich gar nicht nachzudenken, ich musste nur zusehen, dass ich dieser für mich tödlich werdenden Falle entrann.

Das Monstrum bewegte seine Schwingen. Dabei entstanden Geräusche, aber sie konnten nicht die Stimmen meiner beiden Freunde übertönen, die sich gegenseitig etwas zuriefen.

Worte verstand ich nicht. Ich sah sie auch nicht, vernahm nur, dass die

Rufe lauter wurden und rechnete damit, dass sich Suko und Bill auf den Weg machten, um mich zu retten.

Wir befanden uns noch immer über dem Wasser der Kiesgrube. Vielleicht wollte das Wesen zunächst noch die Richtung suchen, in die es mich abschleppen konnte.

Ich kämpfte trotzdem. Es war wie die berühmten Schläge gegen die Gummwand, los kam ich nicht. Nur hörte ich, wie aus dem Maul ein schreckliches Geräusch drang, das mich an ein Zischen erinnerte.

Grau und lappig sprang eine Zunge hervor. Gebogene Zähne sahen so aus, als würden sie alles zerreißen können.

Ein Schuss fiel. Ich hörte am hellen Peitschen die Beretta heraus, wusste nicht, wer von meinen Freunden abgedrückt hatte, doch einen Erfolg hatten sie nicht erzielen können.

Wahrscheinlich waren sie noch zu weit entfernt.

Vielleicht hatte das Monstrum den Schuss sogar als Startsignal empfunden, denn die Schwingen bewegten sich schneller, gleichzeitig drehte es nach rechts ab und flog mit mir weg.

Ich hatte gehofft, dass sich wenigstens der Griff lockern würde. Diese Hoffnung trog leider. Das Monstrum hielt mich nach wie vor hart umklammert, so dass es mir nicht einmal gelang, Luft zu holen. Ich atmete wohl ein, doch der Sauerstoff erreichte kaum meine Lungen.

Mein Kreuz hatte ich vor der Brust hängen. Leider reagierte es nicht. Ich war auch nicht in der Lage, die Aktivierungsformel zu rufen, da ich Luft zum Sprechen benötigte, die mir das Monstrum einfach nicht ließ.

Allmählich bekam ich Angst. Nur mühsam gelang es mir, sie zurückzudrücken, so dass ich mich auch auf die Geräusche in meiner Umgebung konzentrieren konnte.

Dabei vernahm ich das Rutschen von Kies und Gestein. Polternde und klirrende Geräusche, als das Zeug vom Ende des Hanges in die Tiefe fiel. Von allein hatte es sich bestimmt nicht gelöst. Dafür zeigte sich Suko verantwortlich, denn die Laute waren dort aufgeklungen, wo er den Hang hinunterrutschte.

Ich hatte den Kopf gedreht. Am hässlichen Schädel des Monstrums konnte ich vorbeisehen und erkannte tatsächlich meinen chinesischen Freund, der sich auf den Weg gemacht hatte. Eingehüllt in Wolken aus Staub und begleitet von zahlreichen Steinen jagte und rutschte er den Hang hinab. Dabei interessierte es ihn nicht, ob er sich Verletzungen zuzog, er wollte mich retten, und Bill würde an der anderen Seite ebenso reagieren.

Jetzt sah ich auch das Ziel. Es war der Schaufelbagger, den sich das Monstrum ausgesucht hatte. Hinter dem hochstehenden Schaufelgelenk hob sich das breite Führerhaus wie ein kastenförmiges Bauwerk ab.

Wenn wir dort oben landeten und der andere mich hinunterstieß, sah

es böse aus.

Frei kam ich nicht, sosehr ich mich auch bemühte. Meine Bewegungen erstickten schon im Ansatz. Das Monstrum ließ mich einfach nicht los. Eisenhart war der Griff.

Vor mir wuchs die gewaltige Schaufel hoch. Hinter dem Bagger befand sich ein schlammiger Weg, wo noch andere Abräumgeräte dieser Art ihren Platz gefunden hatten.

Über das breite Maul der Schaufel glitten wir hinweg und landeten auf den hohen Führerhaus. Unter dem Dach hockte normalerweise der Baggerführer. Jetzt war die Kabine leer. Die Greifarme lagen ebenso in Ruhestellung wie die große Schaufel. Ich konnte noch einen Blick auf die gewaltigen Ketten erhaschen. Die langen Raupen aus Metall waren total verdreckt. Dann landeten wir.

Eine weiche Landung war es nicht, denn das Monstrum fiel fast wie ein Stein nach unten. Wir hämmerten beide zusammen auf das Dach des Führerhauses, wurden auch durchgeschüttelt, und für einen winzigen Moment lockerte sich der Griff meines unheimlichen Gegners, weil das Monstrum zuvor noch seine Standfestigkeit erreichen musste.

Darauf hatte ich gewartet. Praktisch mit letzter Kraft riss ich mein Knie hoch, konnte mir auch einen Zwischenraum schaffen, und durch die Kraft des Stoßes wurde der andere zurückgedrückt.

Dadurch bekam ich wieder mehr Bewegungsfreiheit. Meine rechte Hand zuckte hoch. Ich hatte sie zur Faust geballt und drosch zu. Dabei traf ich das glatte, breite und widerliche Gesicht des anderen, der auch diesen Stoß nicht ausgleichen konnte und die Klammerarme an meinem Körper herabrutschten. Mit einem sofort nachgesetzten Tritt verschaffte ich mir vollends freie Bahn.

„John!“

Bills und Sukos Stimmen gellten zur gleichen Zeit durch den Steinbruch und trieben mich aus meiner Lethargie. „John, verdammt, du musst springen! Runter von dem Dach!“

Ja, das musste ich. Ich schaute mich auch gar nicht um, ich wollte nur weg, denn ein zweites Mal würde mich das Monstrum nicht mehr aus seinen stahlharten Klauen lassen.

Nach vorn konnte ich nicht. Da versperrte mir mein unheimlicher Gegner den Weg. Es gab nur die Chance, zurückzugehen. Als ich die Beine setzte, merkte ich, wie schwach ich in den Knien war und bekam abermals Furcht vor dem Sprung.

Das Baggerdach war hoch. Wenn ich da falsch aufkam, konnte ich mir unter Umständen etwas verstauchen oder brechen.

Das Monstrum streckte die Arme aus.

Genau die Bewegung war für mich ein Startzeichen. Ich taumelte zurück und trat schon nach zwei Schritten ins Leere. Bei dem

anschließenden Fall hatte ich das Gefühl, mein Herz würde stehen bleiben. Die Angst schoss vom Magen her in die Höhe, ich spürte auch einen Schwindel und prallte neben der großen Kette zu Boden.

Mit dem rechten Fuß zuerst kam ich auf. Dabei durchzuckte ein böser Schmerz mein Bein. Bis hinein in den Oberschenkel spürte ich ihn und konnte nicht vermeiden, dass ich auf der Stelle zusammenknickte.

Als ich zur Seite fiel, hörte ich das Schreien meiner herbeieilenden Freunde. Für sie hatte ich keinen Blick. Während ich mich rollte, dabei heftig die Luft einsaugte, schaute ich in die Höhe und sah meinen unheimlichen und gefährlichen Gegner am Rand des Baggerdaches stehen. Er wollte springen.

Ich riss die Beretta hervor. Da peitschten die Schüsse. Ich selbst hatte nicht gefeuert. Bill und Suko halfen mir. Und diesmal trafen sie.

Von zwei verschiedenen Seiten wurde der Unheimliche erwischt. Die geweihten Silbergeschosse hämmerten einmal in den Rücken des Untiers und zum anderen in die Brust.

Ich konnte meine Waffe stecken lassen und zusehen, was mit diesem Wesen geschah. Für einen mir sehr lang vorkommenden Augenblick stand es noch am Rand des Baggerdachs, doch ich sah bereits das Zittern, das die Gestalt des Unheimlichen durchlief. Das Maul öffnete es dabei so weit, als wäre es dabei, die Kiefer zu sprengen. Die Augen in dem Bett aus Falten wurden so groß, dass sie schon unnatürlich wirkten. Dann hob es die beiden überlangen Arme an und kippte sehr langsam nach vorne.

Wenn ich nicht wegkam, würde es genau auf meinem Körper landen. Bei der Schwere kein Vergnügen.

Ich kroch auf allen vieren aus der Gefahrenzone und hörte den schweren Aufprall, als das Untier auf dem schlammigen und auch mit Lehm bedeckten Boden landete. War es tot?

Ich drehte mich herum, stand auf und stellte fest, dass ich selbst ziemlich wackelte. Aber ich verspürte keine Schmerzen und hatte mir zum Glück bei dem Fall nichts verstaucht oder gebrochen.

Suko und Bill kamen von zwei verschiedenen Seiten. Der Reporter war etwas schneller. Er stoppte so hart neben mir, dass er fast noch ausgerutscht wäre.

„Verdamm, John, das war ein Ding.“

Ich nickte nur, denn ich war leider nicht in der Lage, eine Antwort zu geben, da ich noch immer Schwierigkeiten mit dem Luftholen hatte.

Suko kam von der anderen Seite. Er umrundete den Bagger. Die Beretta hielt er schussbereit. Wie auch Bill Conolly, so richtete er ebenfalls die Mündung auf die am Boden liegende Schreckengestalt. Sie rührte sich nicht. Einige Sekunden schauten wir uns sie an. Schließlich hatte ich mich auch gefangen und setzte mich in Bewegung,

um mir das tote Monstrum aus nächster Nähe anzusehen.

Es hatte sich bei seinem Fall vom Baggerdach noch in der Luft gedreht und war so aufgekommen, dass es auf dem Rücken lag und wir in die hässliche Fratze schauen konnten. Die Flügel oder Schwingen waren unter seinem Körper vergraben.

Anfangen konnten wir mit dieser Gestalt nichts. Bill Conolly stellte die erste Frage.

„Hast du so etwas schon gesehen?“ fragte er mich.

„Wie meinst du das?“

„Ja, diesen Typ - oder diese Art von Monster. Das ist doch ein Mittelding zwischen Mensch, Vampir oder Drache.“

Da hatte Bill recht. Ich warf einen Blick auf Suko, der zu den Worten meines Freundes genickt hatte. „Und es löst sich nicht auf“, erklärte er.

Das wunderte mich auch. Normalerweise war es so, dass von geweihten Silberkugeln getroffene Monster vergingen. Manchmal wurden sie zu Asche oder veränderten sich zu widerlichen Schleimgebilden. Hier geschah nichts von beiden.

Wir umstanden es und schauten auf das seltsame Wesen herab, als könnten wir es hypnotisieren. Auch das Gesicht hatte sich nicht verändert. Nach wie vor wirkte es wie ein eingedrückter Affenkopf, mit einer Haut, die uns wie ein alter Apfel vorkam.

Angreifen würde es uns nicht mehr. Stellte sich die Frage, woher es gekommen war. Damit wandte ich mich an Bill.

„Aus dem See oder Tümpel!“, erwiderte der Reporter.

„Toll, das weiß ich auch, aber wie kam es dort hinein?“ Ich stieß Bill an. „Das musst du wissen, denn du hast uns auf die Spur gebracht. Du wusstest, dass hier etwas lauert.“

„Ja, das stimmt schon“, gab Bill zu.

„Also.“ Ich hatte ihn aufgefordert, zu einer Erklärung anzusetzen, und auch Suko schaute ihn fragend an.

Der Reporter griff zu den Zigaretten. Ich lehnte ein Stäbchen ab, während er sein Feuerzeug anzündete und die Flamme mit der Hand abschirmte. „Die ganze Sache ist ja die“, sagte er, den ersten Rauch gegen die dunklen Wolken am Himmel blasend. „Eigentlich hätte ich das Monstrum kennen müssen.“

Wir schauten ihn so perplex an, dass er lachen musste. „Ja, Freunde, das stimmt. Meiner Ansicht nach hat dieses Wesen sogar einen Namen. Es heißt Linus Burton.“

„Ein Monster mit einem menschlichen Namen?“ warf Suko ein.

„So ist es“, erwiderte Bill. „Nur war es nicht immer ein Monster, wenn ihr versteht. Ich kannte Linus Burton als einen völlig normalen Menschen. Er war so etwas wie ein Kollege von mir. Wir haben hin und wieder für das gleiche Magazin Artikel geschrieben. Es heißt People

and Nature, also Mensch und Natur. In der letzten Zeit beschäftigten sich die Artikel sehr stark mit Umweltproblemen: Waldsterben, Abgase, Katalysatoren und so weiter.“

„Aber was hat das mit diesem Wesen zu tun?“ fragte ich.

„Das ist eben der springende Punkt“, erwiderte Bill. „Ich bin auch noch nicht dahinter gekommen.“

„Hat Linus Burton denn nichts gesagt?“ hakte ich nach.

„Nur sehr wenig“, gab Bill zu. „Er war zumeist unterwegs. Eines abends rief er mich an.“

„Wann war das denn?“

„Vor zwei Tagen.“

„Er wandte sich deshalb an mich“, fuhr Bill fort, weil er gehört hatte, dass ich mich mit Dingen beschäftige, die hin und wieder ein wenig aus dem Rahmen fallen. Seine Stimme klang ziemlich aufgereggt. Er sprach von einem seltsamen Grab, das Menschen locken oder anziehen würde. Sie gingen hinein und waren verschwunden.“

„Und dann?“

„Nichts weiter. Linus und ich machten aus, dass wir uns hier am Baggersee treffen wollten.“

„Weshalb nicht am Grab?“ fragte Suko.

„Das hatte ich ihm auch vorgeschlagen. Er wollte partout nicht. Der Baggersee war für ihn interessant. Da würde ich ihm schon begegnen, sagte er und alles weitere erfahren. Habt ihr ihn gesehen?“

„Nein“, gaben wir zu.

„Ich auch nicht. Und da wir ihn alle drei nicht entdeckt haben, kommt für mich nur eine Lösung in Frage.“ Bill deutete auf das Monstrum. „Dieses Wesen ist Linus Burton.“

Wir schwiegen. Einerseits wollten wir dem Reporter nicht widersprechen, andererseits war es kaum vorstellbar, dass es sich bei dem Monstrum um einen Kollegen unseres Freundes gehandelt haben sollte.

„Ihr glaubt mir nicht, wie?“ fragte Bill.

Suko nickte, ich hob die Schultern. „Es fehlen einfach die Beweise“, fügte ich noch hinzu.

„Die hätte uns Linus Burton ja geben sollen.“

Ich schlug einen anderen Weg ein. „Gehen wir einmal davon aus, dass wir es bei dem Wesen tatsächlich mit Linus Burton zu tun haben. Wie ist es dann möglich, dass er zu dem geworden ist, was wir hier von ihm sehen?“

„Das weiß ich auch nicht“, gab Bill zu.

„Es muss mit dem Grab zusammenhängen“, meinte Suko. „Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.“

Der Ansicht waren auch Bill und ich. Wobei der Reporter leider keine

Ahnung hatte, wo sich dieses geheimnisvolle Grab befand. Er wusste auch nicht wie groß es war, ob es hier in der Umgebung seinen Platz gefunden hatte oder auf einem Friedhof oder in London zwischen hohen Häusern lag. Nur dass es existierte, war ihm bekannt.

„Dann werden wir es wohl suchen müssen“, fasste ich zusammen.
„Wer könnte noch davon gewusst haben?“

„Keine Ahnung.“

„Hatte dein Kollege Verwandte, gute Freunde, und wie sah es mit Frauen aus? War er verheiratet?“

„Glaube ich nicht.“

Ich lachte, auch Suko schmunzelte.

„Das weiß ich wirklich nicht. Er war mal verheiratet. Das liegt lange zurück. Ob er wieder den Sprung in die Ehe gewagt hat, kann ich nicht beurteilen, Darüber haben wir uns nicht unterhalten. Glaube ich aber auch nicht. Linus war mehr ein Einzelgänger. Wenn es ihm in den Kopf kam, packte er mitten in der Nacht seine Sachen und verschwand.“

„John, der Tote!“

Suko hatte gesprochen und auch Bill Conolly mit diesem knappen Satz alarmiert. Sofort drehten wir die Köpfe und schauten ihn an.

Etwas Unheimliches geschah mit der Leiche. In ihrem Innern musste es kochen oder brodeln, denn aus den Poren der Haut drang feiner Rauch. Er stieg zitternd in die Höhe und nahm von Sekunde zu Sekunde an Dichte zu.

Wir taten nichts und schauten nur gespannt zu, wie sich die Sache entwickelte.

„Der brennt von innen!“, hauchte Bill.

Da gab ich meinem Freund recht. Wärme verspürten wir nicht, aber der Rauch fand seinen Weg und das von uns nicht sichtbare Feuer oder die Wärme produzierte nicht nur den Qualm, sie schaffte es auch, die Haut des Monsters von der Innenseite her zu verändern.

Es zeigte sich darin, dass sie brüchig wurde, austrocknete und immer weiter riss. Es war ein Vorgang, der uns alle schockte. Eingehüllt von dichtem Qualm wurde uns die Sicht auf den Toten völlig genommen. Zudem trieb der leichte Wind ihn auch in unsere Richtung. Wir husteten und gingen zurück, um den weiteren Vorgang aus der Entfernung zu beobachten.

Es vergingen tatsächlich Minuten, bis es soweit war, dass wir uns der Leiche nähern konnten, ohne das widerliche Zeug einzutauen.

„Mein Gott!“ hauchte Bill Conolly. Kopfschüttelnd stand er neben einem normalen Menschen, der vor unseren Füßen lag und sich nicht mehr rührte, weil er tot war.

„Ist das Linus Burton?“ wollte ich wissen.

Der Reporter nickte. Also hatten unsere geweihten Silberkugeln doch

gewirkt. Wenn auch mit größerer Verzögerung. Ich spürte in meiner Kehle ein rauhes Gefühl und merkte auch den Klumpen in meinem Magen. Ein paar mal noch schluckte ich, dann schaute ich mir das Gesicht genauer an.

Linus Burton trug sein Haar halblang. Es schimmerte schwarz. Und ein ebenso schwarzer Bart wuchs auch auf seiner Oberlippe. Die Augen blickten starr. Kein Funken Leben befand sich mehr in ihnen. Er war ein Mann in den besten Jahren gewesen. Vielleicht in unserem Alter. Dann hatte es ihn erwischt. Er war zu einem Monster geworden und hatte danach sein eigentliches Aussehen wieder zurückerlangt. Nur war er jetzt tot. Er würde uns nichts mehr sagen können, wir waren allein auf Vermutungen angewiesen. Natürlich auch auf dieses seltsame Grab, von dem wir nicht wussten, ob es existierte.

Durch die Verwandlung des Monsters in einen Menschen waren unsere letzten Zweifel beiseite geräumt worden. Hier hatte sich etwas getan. Ungewöhnliche und unheimliche Dinge geschahen. Irgend jemand, über den wir nicht Bescheid wussten, hatte seine Hände mit im Spiel gehabt. Von allein jedenfalls reagierte ein Mensch nicht so. Wer und was steckte dahinter?

Auch Suko beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken und fragte mich: „Ob es unser gemeinsamer Freund Asmodis ist?“

Ich hob die Schultern und schaute auf das schwarze Wasser des Kiestümpels. Die Farbe kam mir plötzlich unheimlich vor. Der Wind zauberte kleine Wellen auf die sonst so glatte Fläche. Jenseits des anderen Ufers schob sich der Abbauhang in die Höhe. Eine düstere schiefe Ebene, auf der weder Bäume, Sträucher noch Gräser wuchsen.

Suko hatte sich neben den Toten gekniet und ihn untersucht. „Seine Haut ist kalt“, berichtete er. „Als wäre er schon tagelang nicht mehr am Leben. Ich kann mir das auch nicht erklären.“

„Und mir kommt es vor, als hätte man ihm eine zweite Haut übergezogen“, meinte Bill.

Damit war ich nicht einverstanden. „Die Haut des Monsters?“

„Ja.“

„Glaube ich nicht. Er hätte auch mit einer zweiten Haut nicht fliegen können.“ Ich schüttelte den Kopf. „Tut mir leid, Bill. So einfach, wie du dir das gedacht hast, liegt der Fall nicht. Ich habe eher das Gefühl, dass wir noch eine Menge Rätsel aufbekommen. Natürlich mit dein dazugehörigen Ärger.“

Suko stellte sich wieder zu uns. „Mein Vorschlag: Wir sollten fahren und die Leiche abholen lassen.“

„Willst du in dieser Nacht schon mit der Suche anfangen?“ fragte der Reporter.

„Das wäre gut.“

„Wo hat Burton gewohnt?“ fragte ich Bill.

„Keine Ahnung. Das kann ich leicht erfahren. Ich brauche nur in der Redaktion des Blattes anzurufen.“

„Haben die Nachschicht?“

„Leider nicht.“

„Dann kriegen wir es heraus.“ Mit diesen Worten wandte ich mich ab und steuerte den schmalen Trampelpfad an. Wir hatten den Wagen dort abgestellt, wo der Pfad in eine normale Straße mündet. Das Fahren bis hin zum Ziel wollte ich dem Bentley nicht zumuten.

Bill und Suko folgten mir. Der Reporter redete ohne Unterlass. Er war von uns dreien derjenige, der am wenigsten begriff. Aus seinen Worten sprach die Sorge, die er sich um Linus Burton trotz allem noch machte, denn das Rätsel, das über seinem Tod lag, war für uns unbegreifbar.

Ich öffnete drei Türen des Bentley, stieg selbst ein und hatte kaum Platz genommen, als der Wind ein fernes Geräusch an meine Ohren trug.

Es war das leise Heulen von Polizeisirenen ...



Ellen Long hatte sich nie für Waffen interessiert. Sie hasste all das, was mit Schießen, Morden und Töten zusammenhing, aber sie wusste, dass eine Handgranate nicht sofort detonierte und erst einige Sekunden benötigte, um ihre Sprengkraft zu entfalten.

Die Zeit blieb ihr also!

Ellen wunderte sich selbst darüber, wie logisch und nüchtern sie noch überlegen konnte, obwohl ihre nachfolgenden Handlungen allein von der Angst geleitet wurden.

Sie hatte auch den Aufschlag des Hölleneis vernommen. Dieses Geräusch war so etwas wie eine Initialzündung gewesen. Zuerst dachte sie an ihre Kinder. Ohne sich eigentlich selbst darüber bewusst zu werden, packte sie die Zwillinge. Sie schlug ihre Hände jeweils gegen die Hälse der Jungen, so dass die Finger schon wirkten wie die Krallen von Raubvögeln.

Dann schleuderte sie die Kinder durch die offene Tür in die Küche hinein und damit weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone. Sie folgte den Kindern einen Lidschlag später, hatte dabei noch die Zeit, um in das widerliche Gesicht des Unheimlichen zu schauen.

Die veränderte untere Hälfte leuchtete knochenbleich. Der Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen. Fauliger Geruch strömte ihr aus dem Maul entgegen, dann schlug sie schon mit der Schulter auf, hörte das Weinen der beiden Kinder und wusste, dass sie sich in der Küche befand.

Mit den Füßen trat sie die Tür zu. Kaum war diese ins Schloss gefallen, als die Handgranate explodierte. Ein gewaltiges Krachen erfüllte das Haus. Die Frau hatte das Gefühl, als würden die Wände aus ihrem Halt gerissen. Kevin begann zu schreien, während Frank angstefüllt auf dem Boden hockte und bleich wie Kalk war.

Im Flur polterte etwas zu Boden. Auch jagte der Luftdruck in die Küche hinein, die Tür wurde von ihm förmlich aus den Angeln gefetzt, aber sie hatte schon einiges abgehalten, so dass den Menschen nichts geschah und nur Gegenstände von einem Regal kippten, die mit scheppernden Geräuschen auf der Metallspüle landeten und von dort zu Boden fielen.

Ansonsten passierte nichts.

Die Frau dankte dem Herrgott, dass das Haus so stabil gebaut worden war. Aber noch war der unheimliche Besucher nicht fertig. Ellen Long erinnerte sich daran, dass der andere weitere Handgranaten am Gürtel trug, die Sprengkraft genug besaßen, um das gesamte Haus zu zerstören. Und davor hatte sie Angst.

Wie es vor der Tür im Gang aussah, wusste sie nicht. Sie roch nur den Staub, der durch die Türöffnung quoll. Er kam in Schwaden, wirkte wie ein unheimlicher Nebel, und die Tür war nicht ganz zu Boden gefallen, sie hing schief in den Angeln.

Den Zwillingen war auch nichts passiert. Sie hatten nur einen Schock bekommen und begannen zu weinen. Ellen wollte sie beruhigen, als sie andere Laute vernahm. Schritte ...

So gleichmäßig klangen sie, als würde eine Maschine gehen. Auf den Knien rutschte die Frau zurück, da sie wusste, dass es keine Maschine war, die in das Haus kam. Es war das Monstrum mit der Stimme ihres Mannes.

Dass Ellens Strumpfhose dabei zerfetzt wurde, kümmerte sie nicht. Sie wollte nur lebend aus diesem Inferno heraus, und sah, da sie den Blick nicht von der Tür ließ, auch den Schatten, der sich an dem Rechteck vorbeischob. Es war der Unheimliche.

Da auf seinem Kopf der alte Stahlhelm saß, wirkte der Schädel wie ein plattes Ei, und der Unheimliche schaute überhaupt nicht in die Küche herein, sondern ging weiter durch den Flur, wobei er schon bald die Treppe erreicht haben musste.

Würde er noch eine Granate werfen? Ellen zitterte vor Angst. Sie war dabei sehr nahe an ihre beiden Söhne herangerückt, hatte die Arme ausgebreitet und diese um die Schultern der Kinder gelegt. Die Jungen sollten wenigstens die Wärme spüren, die ihre Mutter ihnen gab, auch wenn sie ein Zittern nicht unterdrücken konnte.

„Mummy?“ jammerte Kevin. „Wer war das?“

„Ein böser Mann.“

„Aber er hatte so ein Gesicht ...“

„Nicht reden jetzt, mein Liebling. Bitte, sag keinen Ton. Wir wollen doch rauskommen, nicht?“

Kevin nickte, während sich sein Bruder die Tränen aus den Augen wischte. Anschließend lauschten beide den wuchtigen Stiefeltritten, die bereits auf der Treppe zu hören waren. Das Monstrum ging nach oben. Jedes Klopfen hörte sich so zielstrebig an, als wüsste der andere genau, wohin er zu gehen hatte.

Natürlich wusste er das, dachte Ellen. Schließlich war er hier zu Hause, auch wenn er so verändert und grausam aussah. Es fiel Ellen schwer, klar und logisch zu überlegen, aber sie sah ein, dass ihr der andere eine Chance geboten hatte. Wenn er sich in der oberen Etage aufhielt, musste es ihr und den Jungen gelingen, zu fliehen. Vorausgesetzt, er kam nicht wieder herunter. Daran wollte sie in diesen Augenblicken nicht denken.

„Los wir müssen weg!“ flüsterte Ellen ihren beiden Söhnen zu. „Haltet euch an den Händen und bleibt immer hinter mir - okay?“

„Ja, ja, Mummy.“ Die Kinder umklammerten sich gegenseitig. Es war die Angst, die sie so handeln ließ.

Ellen ging vor. Ihren linken Arm drückte sie dabei nach hinten, so dass Frank Bescheid wusste und die Hand seiner Mutter nahm. Hintereinander gingen sie auf die Tür zu, die krumm in den Angeln hing und mit der rechten unteren Kante den Boden berührte.

Ellen Long besaß trotz ihrer Angst noch die Nerven, nichts zu überstürzen. Sie schaute vorsichtig in den Flur, durch den dicke Staubwolken trieben. Trotzdem konnte Ellen erkennen, welche Zerstörungen die Detonation der Handgranate angerichtet hatte. In der Wand nahe der Treppe befand sich ein Loch. Dort hatte auch ein Bild gehangen. Auch die unteren Stufen der Treppe hatten einiges mitbekommen. Sie waren durch umherfliegende Splitter zerstört worden und sahen aus wie hölzerne Fragmente. Weiter oben war die Treppe in Ordnung.

Aus der oberen Etage hörten die drei keine Geräusche mehr. Der Unheimliche verhielt sich still. Frank hustete leicht. Auf seinem und auf den Gesichtern der anderen beiden lag längst eine Staubschicht.

Noch immer wunderte sich Ellen über ihre Ruhe. Ihre Gesichtszüge waren angespannt, als sie zur Ausgangstür hinschaute und ihren beiden Söhnen zunickte.

Die nächsten Schritte legten sie schneller zurück, traten über die Schwelle, erreichten die Stufen und liefen durch den Vorgarten. Plötzlich wurde Ellen schnell. Die Angst, doch noch erwischt zu werden, ließ sie rascher laufen. Nur möglichst viele Yards zwischen sich und das verfluchte Haus bringen!

Obwohl die Detonation der Granate einen großen Lärm verursacht hatte, waren andere Nachbarn nicht aus ihren Häusern gelaufen. Vielleicht saßen die Menschen alle vor den Glotzkisten und hatten diese so laut gestellt, dass sie auf nichts anderes achteten.

Bis zur Straßenmitte lief Ellen Long mit ihren beiden Söhnen, blieb dort stehen und drehte sich um, weil sie noch einmal das Haus sehen wollte.

„Mummy, warum gehen wir nicht weiter?“ fragte Frank.

„Gleich, Kleiner, gleich ...“

Noch immer quollen Staubwolken durch die Tür. Sie waren dünner geworden, und die Frau erkannte, dass in der oberen Etage jemand das Licht eingeschaltet hatte.

Sie war es nicht gewesen, demnach kam nur der Unheimliche in Betracht. Ellen Long hätte mit ihren Kindern wegrennen müssen. Sie wunderte sich selbst darüber, dass sie es nicht tat, statt dessen auf der Straße stehen blieb und zu ihrem Haus hinschaute.

Es war bestimmt die Faszination des Bösen, des Anderen und des Unheimlichen, die sie umfangen hielt. Möglicherweise auch die Tatsache, dass sie in einer relativen Sicherheit von dem Ort des Geschehens entfernt stand.

Und so beobachtete sie weiter. Die Nacht umgab sie sowie die Kinder mit ihrer Dunkelheit. Von den Nachbarn zeigte sich noch immer niemand, und die vom Wind bewegten Wolken tanzten hoch oben am Himmel ihren Reigen.

Ein Schatten erschien. Er durchwanderte das Rechteck des hellen Fensters. Düster und bedrohlich wirkte er, wobei sich seine Umrisse scharf vom hellen Licht des Fensters abhoben.

Ellen Long kannte jede Bewegung ihres Gatten. Schließlich waren die beiden lange genug verheiratet. Und wie sich der Typ am Fenster bewegte, konnte das nur ihr Mann sein. Beim Gehen drückte er die rechte Schulter stets ein wenig nach vom. Und auch die Bewegung, mit der er über sein Haar fuhr, war so typisch für Kevin.

Ellen flüsterte den Namen ihres Mannes, ohne es eigentlich selbst zu hören. Dazu war sie einfach zu geschockt, denn dieser Zustand hielt an, und auch die Kinder sprachen nicht. Wie ihre Mutter schauten sie zum Haus hoch. Bis Frank seinen Mund öffnete. „Aber das ist doch Daddy!“, hauchte er.

Ellen ging dieser Satz unter die Haut. Ja, es war Daddy. Ein veränderter Daddy. Nur zur Hälfte ein Mensch, zur anderen ein schreckliches Monstrum, das sich nicht scheute, mit Handgranaten auf seine eigene Familie zu werfen.

Und es besaß noch Nachschub.

Sehr genau erkannte die Frau die Bewegungen des Mannes am

Fenster. Sie sah, wie er seinen Arm hob. Für einen Moment wurde dabei die untere Hälfte des knochenbleichen Gesichts verdeckt, dann umkrallten die Finger den Verschluss des Fensters und drehten ihn um. Der Rahmen klemmte ein wenig, das wusste Ellen auch, und auch jetzt änderte sich daran nichts. Kevin zog das Fenster auf.

Sie hatte das Geräusch vernommen und sah, wie der andere seinen Oberkörper ein wenig zur Seite drehte, damit er direkt auf die Straße schauen konnte.

Sein Blick traf Ellen! Für einen Moment hatte sie das Gefühl, als würde er nur sie ansehen.

Sie starnte direkt in das hässliche Gesicht, diese Knochenfratze eines halbverwesten lebenden Leichnams, denn eine andere Erklärung besaß sie für diesen unheimlichen Gast nicht.

Und sie sah sogar das Grinsen. Das alles zeichnete sich scharf und deutlich ab, wobei über Ellens Rücken eine Gänsehaut floss. Dann bewegte er den rechten Arm.

Die Frau auf der Straße erschrak. Sie hatte die Bewegung schon einmal gesehen, und sie hörte auch die fragende Stimme ihres Sohnes Kevin. „Was macht Daddy da?“

Ja, was machte er? Er würde kein Pardon kennen, das Höllenei vom Gürtel lösen und schleudern. Schon hielt er die Granate in der Hand. Fast genüsslich war die Bewegung, mit der er den Stift löste und die Waffe damit scharf machte. Einige Sekunden konnten noch vergehen, dann ...

„Weg!“ Es war ein Schrei, der sich von den Lippen der Frau löste und auch von den Kindern verstanden wurde. Längst hatten diese erkannt, dass es kein Spiel mehr war. Diese Figur, die aussah wie ihr Vater und es eigentlich doch nicht war, wollte töten.

Ellen warf sich zur Seite. Die Bewegungen, mit der sie das tat, kamen ihr selbst langsam und irgendwie schwerfällig vor. Sie breitete die Arme aus, umfasste ihre beiden Kinder und stolperte in die entgegengesetzte Richtung weg. Dabei traute sie sich nicht, zurückzuschauen. Sie wollte das Grauen gar nicht sehen, und sie hoffte nur, dass die explodierende Granate sie und die Kinder nicht tötete.

Unter ihren Füßen huschte der Boden hinweg. Trotz ihrer Angst hörte sie den Aufschlag des Hölleneis, und dann krachte es.

Die Handgranate zerplatzte, und die folgende Druckwelle wurde in keine Richtung hin gebremst. Sie fegte über die Fahrbahn und erfasste auch die drei Menschen.

Ellen Long hörte ihre beiden Kinder schreien, während ihr die Beine vom Boden gerissen wurden. Auf einmal schwebte sie in der Luft und ruderte mit den Armen wie ein Schwimmer im Wasser, während die heiße Angst ihr Herz umkrallt hielt.

Der Aufschlag traf sie brutal. Etwas schlug gegen ihren Kopf. Sie spürte auch auf dem Rücken den Druck und war sicher, dass einer der beiden Jungen über sie gefallen war. Dann ging die Welt für sie unter in einem Inferno aus Druck, Staub und Krach.

Ich lebe noch! Das war das erste, was sie denken konnte. Sie lebte tatsächlich, die Granate hatte es nicht geschafft, sie zu zerstören. Etwas pochte hinter ihren Schläfen. Es war das Blut, das so vehement durch die Adern schoss, und auch den Herzschlag spürte sie deutlich.

Ich lebe noch! Dieser gedankliche Schrei durchstoste ihr Inneres, und sie fühlte auch die Hände der Kinder über ihren Körper gleiten, hörte ihre Stimmen, die nach der Mutter riefen, und sie hätte in diesen für sie so schlimmen Augenblicken weinen können vor Glück.

„Mummy, Mummy, du musst aufstehen! Der wird noch töten. Du musst! Komm, wir wollen ...“

Es waren die Kinder, die ihre Energie und den Willen wieder anstachelten. Die beiden hatten ja so recht. Sie konnte und durfte auf keinen Fall liegen bleiben.

Es fiel ihr schwer, sich aufzustützen. Erkennen konnte sie nicht viel, da sie in Wolken von Staub eingehüllt waren. Er drang durch den Mund, durch die Nasenlöcher, kratzte in ihrem Rachen, so dass sie husten musste. Kevin und Frank wollten der Mutter helfen. Sie fassten sie unter und stützten sie dabei ab.

Und dann spürte sie den Schmerz. Er hüllte ihre rechte Hüfte und auch einen großen Teil des Beines ein. Scharf und stechend war er, als hätte jemand mit Messein in das Fleisch gestochen.

„Mummy, du blutest!“ Es war Frank, der gerufen hatte und Ellen damit zwang, an sich herabzuschauen.

Den Kopf hatte sie nach rechts gedreht. Ihr Sohn hatte nicht gelogen. Sie war von einem Splitter getroffen worden. An der Hüfte hatte er sie erwischt und dort eine stark blutende Wunde gerissen, aber der Schmerz zog sich bis ins Bein.

Auftreten konnte sie kaum, die Jungen mussten sie stützen, und sie drehte den Kopf, während sie eine Hand ballte, den Arm hob und dorthin drohte, wo sich ihr Haus befand und sich die Gestalt ihres Mannes hinter dem noch erleuchteten Fenster abzeichnete.

„Du Hundesohn!“ brachte sie ächzend über die Lippen. „Du verfluchter Hundesohn. Deine eigene Familie wolltest du ausrotten! Die Strafe des Himmels soll über dich kommen und dich vernichten, du Monster. Ich verfluche dich!“

Ellen Long kannte ihre eigene Stimme nicht mehr, so hart hatte sie die Worte hervorgestoßen, während ihre beiden Söhne die Mutter erschreckt anschauten. Solche Sätze hatten sie noch nie aus dem Mund der Mutter vernommen. Ellen stand auf der Straße, obwohl sie sich

kaum auf den Beinen halten konnte, drohte hinüber zu ihrem Haus, vor dessen Fassade träge Wolken entlang trieben, die ihren Ursprung in dem Krater besaßen, der sich auf der Straßenmitte befand.

Innerhalb der Staubwolke schimmerte das Fenster wie ein helles, an den Rändern zerfaserndes Auge, in dessen Innern sich deutlich die Gestalt des anderen abzeichnete. Noch lauerte das Monstrum ...

Wahrscheinlich wollte es das Haus überhaupt nicht verlassen, das so etwas wie seine Heimat war. Aber Ellen konnte nicht länger auf der Straße stehen bleiben. Wenn sie das tat, brachte sie unter Umständen die Kinder in Gefahr, und so etwas wollte sie auf keinen Fall.

Wieder kam ihr die Polizei in den Sinn. Sie hatte sich vorgenommen, die Leute anzurufen, das wollte sie auch durchführen, denn kein anderer konnte ihr sonst helfen.

In ihr Haus traute sie sich nicht zurück, zudem war das Telefon zerstört worden, aber bei den Nachbarn musste sich etwas rühren.

Ellen hatte sich nicht getäuscht. Plötzlich hörte sie die lauten Rufe über die Straße schallen, und als sie den Kopf drehte, sah sie das Blitzen einer Taschenlampe.

„Mummy, da kommen die Olsons!“

Ellen nickte. Ihr Mund stand offen. Nur schwerfällig bewegte sie den Kopf.

„Ich weiß, Kinder, lauft hin ...“

Die Jungen rannten, während sie selbst schwankend stehen blieb und spürte, wie das Blut die Wunde verließ und an ihrem Bein nach unten rann. Auch sie wollte weg, setzte den ersten zögernden Schritt, den zweiten, belastete ihr verletztes Bein dabei und brach mit einem Wehlaut auf den Lippen zusammen. Der Boden kam rasend schnell näher. Er drehte sich sogar, und Ellen merkte kaum, dass sie aufschlug. Sie befand sich am Ende der Kraft und in einem Zustand zwischen Wachsein und Bewusstlosigkeit.

Die Schritte vernahm sie nicht mehr, nur die Stimmen, die sie ansprachen und wie durch dicken Nebel gefiltert an ihre Ohren drangen.

„Meine Güte, das ist ja Ellen. Was ist passiert?“

„Mummy, Mummy!“ Das war Frank, der gerufen hatte. Weder dem Nachbarn Olson noch ihm konnte Ellen eine Antwort geben, weil sie einfach zu schwach war, die Lippen zu bewegen.

Jemand fasste sie unter und stimmte sie auf die Beine. Ellens Füße schleiften durch den Staub der Straße, die nur noch an wenigen Stellen asphaltiert war, da ein großer Teil des alten Belags im Laufe der Zeit zerstört und auch nicht erneuert worden war.

Sie merkte kaum, dass sie immer wieder das Wort Polizei stammelte und bekam auch nicht mit, dass man sie in das Haus der Olsons schaffte und dort auf eine Couch legte.

Jemand wollte Wasser holen und Pete Olson lief zum Telefon. Er und seine Frau hatten schon geschlafen, die Kinder lebten nicht mehr im Haus, und die Olsons gehörten zu den Leuten, die mit den Hühnern ins Bett gingen. Was sie jetzt getroffen hatte, war für sie ein Schock gewesen, den sie erst noch verdauen mussten.

Pete telefonierte mit der Polizei. Er sprach die Worte in den Hörer, ohne sie eigentlich recht zu verstehen. Nur mühsam konnte er die Adresse durchgeben und redete schließlich von einem Anschlag. Dann lehnte er sich bleich zurück und sah seine Frau in der offenen Tür stehen. Sie hatte einen alten Morgenmantel über das Nachthemd geworfen. Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen. „Was ist da geschehen, Pete?“

„Verdammtd, Wilma, ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.“ Er schüttelte den Kopf und hörte kaum, dass seine Frau von einer Strafe Gottes sprach ...



Ich bin lange genug Polizist, und es ist mir praktisch in Fleisch und Blut übergegangen, immer dann aufmerksam und auch misstrauisch zu werden, wenn ich das Heulen von Polizeisirenen höre. So war es auch in diesem Fall.

Meine Freunde sprach ich darauf nicht an. Vielleicht hatten sie auch nicht darauf geachtet, denn sie redeten nicht davon. Suko, der neben mir saß, wurde erst aufmerksam, als ich den Polizeifunk einschaltete.

„He, was bedeutet das?“

Ich ging mit der Geschwindigkeit herunter, weil ich eine Kreuzung erreicht hatte. Links ging es nach London. Es waren noch acht Meilen, bevor wir die ersten Vororte erreichten. Zur rechten Seite führte der Weg in das flache Land hinein.

Ich hielt an. Nach vorn schaute ich. Dunkel lag der Himmel über uns, und ebenso dunkel war das Land darunter, über dessen Weite mein Blick glitt und sich dort verlor, wo in der Ferne winzige Lichtpunkte aufstrahlten. Dort lag eine Ortschaft, deren Namen ich nicht kannte.

„Sag schon.“

„Ich habe Polizeisirenen gehört.“

„Das meinst du“, meldete sich Bill vom Rücksitz her. „Die habe ich auch gehört. ,

„Deshalb will ich rausbekommen, ob etwas passiert ist.“

„Das mit unserem Fall zusammenhängt?“ fragte der Reporter skeptisch.

„Nein, aber du kennst doch die Neugier der Polizisten.“

Bill lachte. Ich schwieg, weil ich mich auf die Durchsagen

konzentrieren wollte. Die Stimme war nur schwach zu vernehmen, ich stellte den Apparat lauter und hörte sie nun deutlicher.

„L4 befindet sich ebenfalls auf dem Weg zum Zielort.“

„Roger. Was ist denn passiert, L4?“ fragte die Stimme aus der Zentrale. „Wir wissen hier nur von einem Notruf.“

„Wohl ein Anschlag.“

„Hat es Tote gegeben?“

„Nein, aber man spricht von Waffen.“

„Roger, L4. Fahren Sie so schnell wie möglich hin. Ich schicke Verstärkung. L3 wird sich noch auf den Weg machen.“

„Danke und Ende.“

Ich ließ den Apparat eingeschaltet, wobei ich mich gleichzeitig zu meinen Freunden hindrehte. „Na?“ fragte ich. „Was sagt ihr dazu?“

„Scheint eine Schießerei gewesen zu sein“, bemerkte Bill.

„Willst du hinfahren?“

Sukos Frage war gut. „Das wäre nicht schlecht. Nur weiß ich nicht, wo das Ziel liegt.“

„Das lässt sich leicht herausfinden.“ Suko griff zum Hörer und tippte eine Programmtaste, die uns mit der nächstliegenden Notrufzentrale verband. Ich war froh, diese Automatik in meinem Wagen zu besitzen. Suko bekam schnell Verbindung, stellte sich namentlich vor und gab auch zur Kontrolle seine Dienstnummer durch. Die wurde bestätigt, dann erfuhren wir, dass es einen Anschlag gegeben hatte.

„Welcher Art?“ fragte der Inspektor. Niemand wusste etwas Genaueres.

Suko erklärte dem Kollegen in der Zentrale, dass wir uns ebenfalls auf den Weg machen wollten, und wir erfuhren auch endlich den genauen Tatort. Er lag gewissermaßen zwischen den Dörfern, an einer Nebenstraße, in der nur drei Häuser standen. Auch gab Suko unseren Standort durch und bekam von dem Kollegen die Wegbeschreibung. Ungefähr drei Meilen von der Kreuzung, an der wir standen, lag der Ort des Geschehens.

„Gut, wir fahren hin! „, erklärte Suko.

Bill, der sonst immer mit dem Mundwerk vorneweg war, hatte diesmal Einwände. „Wir haben doch genügend Ärger am Hals. Was sollen wir uns da noch einmischen?“

„Vielleicht können wir helfen“, erwiederte ich.

„Wenn du es so siehst.“

Ich startete. Nach London hatten wir fahren wollen. Diesen Weg nahmen wir jetzt nicht, sondern rollten in die entgegengesetzte Richtung davon.

Die beiden Scheinwerfer schufen einen hellen Tunnel, der über das flache Land glitt, wobei er geisterhaft an Sträuchern und Baumstämmen

vorbeistrich. Die Wege wurden wieder schmäler. Wir rollten zwischen abgeernteten Kornfeldern entlang, über die der kühle Novemberwind strich. Nur noch wenige Blätter hingen an den Bäumen. Nach dem nächsten Sturm würden auch sie gefallen sein, und die Natur fiel zurück in einen saft- und kraftlosen Schlaf, der erst nach dem Ende des Winters unterbrochen wurde.

Die in der Ferne blinkenden Lichter waren nicht unser Ziel. Sie schienen auch kaum näher zu rücken, aber wir sahen rechts von ihnen ein anderes Licht. Den roten, sich schnell bewegenden Schein einer Drehleuchte auf dem Dach eines Polizeiwagens. Das Heulen der Sirene drang nicht an unsere Ohren, dafür sahen wir das Licht, wie es sich ausbreitete und das Land mit einem unnatürlichen Schein überdeckte, der sehr schnell wanderte.

Suko hatte sich die Wegbeschreibung des Kollegen gemerkt und gab mir die entsprechenden Anweisungen, wie ich zu fahren hatte. Als ich in einen schmalen Feldweg abbog und wir durchgeschaukelt wurden, drang Skepsis in mir hoch, aber mein Partner bestand darauf, dass es die richtige Strecke war, die zum Ziel führte.

Und er hatte recht. Wenig später verließen wir den Pfad und befanden uns auf derselben Straße, die auch der Polizeiwagen befuhr. Nur hatte er einen so großen Vorsprung, dass wir ihn nicht mehr einholen konnten. Es war nicht nötig, schon bald tauchte ein Uniformierter am Straßenrand auf, der eine Kelle schwang.

Dicht vor dem glühenden Auge brachte ich den Bentley zum Stehen und ließ die Seitenscheibe nach unten fahren.

„Sie können hier nicht durch, Sir.“ Der Beamte beugte sich zum Fenster hin und schaute genau auf meinen Ausweis, den ich ihm entgegenhielt. Er wusste Bescheid.

„Dann sind Sie die Kollegen von Scotland Yard?“

„Stimmt.“

„Gut, Sir, fahren Sie bitte weiter.“ Er deutete noch mit der Hand in die entsprechende Richtung. „Wo unsere beiden Fahrzeuge stehen, ist der Tatort.“

„Was ist denn überhaupt geschehen?“ wollte Bill Conolly wissen. „Bisher schweben wir im luftleeren Raum, was Informationen angeht.“

„Ich weiß es auch nicht genau, Sir. Es hat Zeugen gegeben. Da wurde von einem Überfall geredet, und man sprach auch von Handgranaten, die angeblich geworfen wurden.“ Erhob die Schultern. „Kann ich mir in dieser Gegend schlecht vorstellen.“

„Wir werden es schon herausfinden“, sagte ich und bedankte mich für die Auskünfte.

Wesentlich langsamer fuhren wir weiter und waren jetzt gespannt, denn wer Handgranaten warf, gehörte nicht gerade zu den kleinen

Fischen unter den Ganoven. Ich dachte auch an Terroristen, die sich unter Umständen hier auf dem flachen Land nahe der Stadt London versteckt hielten.

Es war nicht einmal ein Dorf, durch das wir rollten. Drei Häuser entdeckten wir. Zwei davon waren beleuchtet, das heißt, hinter einigen Fenstern brannte Licht.

Das letzte in der Reihe wurde angestrahlt. Durch tragbare Scheinwerfer, die sich stets in den Polizeiwagen befanden und die Polizisten jetzt aufgebaut hatten, so dass die langen Lichtstrahlen die Fassade des Hauses berührten.

Wir stoppten am ersten Haus. Es stand auf der rechten Seite. Die Tür stand offen. Aus dem Rechteck fiel eine helle Lichtfülle und beleuchtete zwei ältere Menschen sowie einen Polizisten, der neben den beiden stand und sich mit ihnen unterhielt.

Als wir ausstiegen, wehten uns ihre Stimmen entgegen. Verstehen konnten wir nichts. Gespannt schaute man uns entgegen. Der Polizist ahnte, woher wir kamen.

„Sind Sie von Scotland Yard?“ fragte er.

„Ja.“

Er schaute uns der Reihe nach an. „Hier in diesem Haus ist es nicht geschehen, aber in dem weiter vorn.“

„Das angestrahlt ist?“ fragte ich.

„Ja.“

„Dann gehen wir hin“, sagte Bill.

Da keine unmittelbare Gefahr bestand und wir uns auch nicht in Zeitdruck befanden, wollte ich noch wissen, was geschehen war.

„Da kann ich Ihnen auch keine richtige Antwort geben. Es ist jedenfalls schlimm gewesen.“

„Mit Handgranaten hat derjenige geworfen“, meldete sich der ältere Mann und nickte heftig.

„Wer?“ erkundigte sich Suko.

„Der da in dem Haus. Ich habe die Frau und die beiden Kinder in Sicherheit gebracht. Haben Sie denn nicht den Krater in der Fahrbahn gesehen?“

„Nein.“

„Können Sie auch nicht“, erklärte der Polizist. „Unser Streifenwagen steht davor.“

„Und ist er noch da?“ wollte ich wissen.

„Natürlich.“

Es war sinnlos, sich noch weiter zu unterhalten und auf Vermutungen angewiesen zu sein. „Sie halten sich bitte auf alle Fälle zur Verfügung“, bat ich das ältere Ehepaar, und beide waren einverstanden.

„Sir, ich gebe auf sie acht. „Der Polizist war sich seiner Aufgabe

bewusst und streckte die Brust raus, als er entschlossen einatmete.

„Das hoffen wir.“

Zu dritt schritten wir die Straße hoch. Ich ging rechts, Bill in der Mitte und Suko links von ihm. Wie Westernhelden kamen wir uns vor, die zum großen Showdown schritten.

Jemand hatte eine Handgranate geworfen. Das wussten wir inzwischen. Wer das gewesen sein konnte und aus welchem Grund er dies getan hatte, war uns nach wie vor unbekannt.

Mehrere Polizisten hatten sich um den Streifenwagen versammelt. Mit ihren Blicken verfolgen sie die Bahnen der Scheinwerferstrahlen, wobei sie sich nicht trauten, das Haus zu betreten. Sie schienen regelrecht Angst vor ihm zu haben.

Ich blieb neben den Männern stehen und stellte mich vor. Auch die Namen meiner Begleiter sagte ich.

Der Streifenwagenführer kam zu uns. Es war ein Sergeant, der schon einige Dienstjahre auf dem Buckel hatte, aus Irland stammte und O'Sullivan hieß.

„Er hält sich noch im Haus auf, Sir“, erklärte er uns.

„Wer, zum Henker?“

O'Sullivan begann schief zu grinzen. Dabei blickte er zuerst Bill, dann Suko und zum Schluß mir ins Gesicht. „Wenn ich Ihnen das sage, Sir, das glauben Sie mir nicht.“

„Versuchen Sie es trotzdem.“

„Ein Killer, der sich mit Handgranaten bewaffnet hat. Und die schmeißt er auch.“

„Wohin?“

Suko hatte die Frage gestellt. O'Sullivan zeigte uns den Krater jenseits des Wagens.

Mir kam das alles mehr als komisch vor. Da standen die Polizisten wie Zinnsoldaten, strahlten das Haus an, ansonsten taten sie nichts. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Ich wandte mich wieder an den Sergeanten.

„Hat keiner von Ihnen versucht, mit der Person im Haus Kontakt aufzunehmen?“

„Nein!“

„Und der Grund?“

„Wir hatten von der Zentrale unsere Anweisungen bekommen, auf Sie zu warten, Sir.“

Das konnte stimmen, musste aber nicht.

„Gehen wir mal rein“, schlug Suko vor, wurde jedoch von der Stimme eines weiteren Polizisten unterbrochen. „Da ist er!“

Wir alle traten einen Schritt vor. Der helle Strahl wurde ein wenig geschwenkt, und im nächsten Augenblick erfasste er voll das Fenster

hoch über der Haustür. Es war erleuchtet. Im dunkleren Mauerwerk malte sich das Rechteck deutlich ab, und an der rechten Seite zeigte sich plötzlich ein Schatten.

Noch stand er still. Ich sah, wie der Sergeant den Mund öffnete. Er hatte dabei die Arme in die Seiten gestemmt, wollte den anderen anrufen, kam aber nicht mehr dazu, denn ein nach hinten gedrückter Arm erschien, und in dessen Hand sahen wir etwas Ovales.

„Ein Höllenei!“ Bill hatte gesprochen, fuhr herum und begann zu laufen, um Deckung zu suchen.

Auch für uns wurde es höchste Zeit. Zum Glück begriffen auch die Beamten, was die Stunde geschlagen hat. Sie rannten auf den Straßengraben zu, nur Suko und ich zögerten noch einen Moment.

Er warf die Handgranate! Das metallene Höllenei trudelte aus dem Fenster. Es flog seltsam grotesk und war so geworfen worden, dass es zwar die Straße treffen, aber dicht neben dem Polizeiwagen aufschlagen würde. Das war gefährlich.

Suko und ich lösten uns vom Fleck. Mit einem Hechtsprung landeten wir nebeneinander im Straßengraben und machten es wie die anderen. Unsere Köpfe schützten wir mit den Armen.

Die Welt ging zwar nicht unter, trotzdem hörte es sich fast so an, als das Höllenei auf der Fahrbahn explodierte. Nach allen Seiten breitete sich die Druckwelle aus. Sie jagte auch auf den Straßengraben zu, fuhr über unsere Köpfe hinweg und bewarf uns einen Moment später mit dem aus der Fahrbahn herausgerissenen Dreck. Wie Regen klatschte das Zeug auf uns nieder.

Ich hörte Bill fluchen, auch die Polizisten schimpften, wobei ihnen etwas später die Worte im Halse stecken blieben, denn es erfolgte die zweite Explosion.

Gesehen hatten wir es nicht. Es war jedoch leicht auszurechnen, dass die Granate so dicht neben dem Streifenwagen aufgekommen war, dass ihre Kräfte das Gefährt zerrissen hatten.

Eine dicke, breite Stichflamme jagte in den Himmel. Begleitet von brennenden Benzin und einem flackernden Widerschein, der auch über unsere Körper glitt.

Noch einmal „regnete“ es. Diesmal gefährliches Metall, und ich hörte einen Schrei, weil es einen Polizisten erwischt hatte. Noch mussten wir liegen bleiben, da wir damit rechneten, eine zweite Explosion zu erleben, die zum Glück nicht eintrat.

Der Sergeant löste sich als erster. Er kroch zu seinem Kollegen. Ich hörte den anderen stöhnen. „Verdammt, es hat mich am Bein erwischt. Das ist verflucht ...“

„Davon stirbt man nicht. Den Kopf hast du ja noch dran.“ O‘Sullivan war ein Mann mit Humor, der uns allerdings vergangen war nach diesen

Ereignissen.

Vorsichtig hoben wir zuerst die Köpfe, um unsere Oberkörper anschließend folgen zu lassen.

Auf der Fahrbahn hatte sich ein Feuerball ausgebreitet. Nicht nur der Streifenwagen brannte, auch das ausgelaufene Benzin, das auf der Fahrbahn breite Lachen gebildet hatte. Schwarzer, fetter Qualm stieg träge gegen den düsteren Nachthimmel, wurde vom Wind erfasst und dabei zur Seite geweht, zum Glück nicht in unsere Richtung.

Das verdammte Feuer blendete. Wir mussten einige Schritte zur Seite laufen, um die Fassade sehen zu können. Ich hatte meine Waffe gezogen und betrat die Straße. Hinter mir vernahm ich Rufe. Das ältere Ehepaar schrie, und der Polizist hetzte auf uns zu.

„Bleiben Sie zurück! „, rief ich. Er gehorchte.

Ich schirmte meine Augen mit der an die Stirn gelegten Hand ab und blickte schräg in die Höhe. Die Hitze schlug mir entgegen. In der Nähe des Hauses waberte die Luft, so dass sich die Umrisse des Gebäudes ein wenig verzerrten und zitterten.

Ich blieb stehen und konzentrierte mich auf das Fenster, wo ich die Gestalten gesehen hatte. Das erleuchtete Rechteck war leer. Der Gegner hatte sich zurückgezogen. Wahrscheinlich würde er das nächste Höllenei aus einer anderen Hausöffnung schleudern.

Suko kam zu mir. „Wir sollten dem ein Ende setzen, John.“

„Willst du ins Haus?“

„Sicher. Du doch auch?“

„Natürlich. Nur bin ich nicht lebensmüde. Wir könnten es von zwei verschiedenen Seiten versuchen.“

„Einverstanden.“

O'Sullivan hatte unser Gespräch gehört. „Das müssen wir einfach machen!“ rief er im Näherkommen und rieb Schmutz aus seinem Gesicht. „Der dreht da noch durch.“

Der Ansicht war ich ebenfalls, glaubte allerdings auch, dass zwei Leute reichen würden. Ging wir mit einem dritten und einem vierten in das Haus, würden wir uns gegenseitig im Wege stehen. Außerdem wussten wir nicht, wie viele Handgranaten der Typ noch besaß.

Ohne die Fassade aus dem Blickfeld zu lassen, fragte ich den Sergeant. „Kann ich mich getäuscht haben, oder sah der Knabe tatsächlich so aus, als trüge er einen Stahlhelm?“

O'Sullivan nickte heftig. „Das stimmt, Sir. Der hat tatsächlich ein so komisches Ding auf dem Kopf gehabt.“

„Es war kein Sturzhelm“, sagte Suko.

„Dann könnte es ein Soldat sein“, vermutete ich.

„Und gleichzeitig ein Amokläufer“, fügte O'Sullivan hinzu.

Niemand von uns widersprach ihm. Allmählich brannten die Flammen

herunter. Der Qualm stank widerlich. Auf der Fahrbahn blieben fette Benzinlachen zurück, die mich an übergroße schwarze Augen erinnerten, und auch ich hatte das Gefühl, noch eine weitere Hölle zu erleben, wenn ich das Haus betrat.

Unser Freund Bill hatte sich um den Verletzten gekümmert. Wir sahen beide am Straßenrand. Der Mann hatte sich auf Bill gestützt und wurde von ihm in Sicherheit gebraucht,

„Sie wissen auch nicht, ob es einen zweiten Eingang gibt?“ wandte ich mich an O‘Sullivan.

„Nein, wir sind ja auch noch nicht lange da.“

„Verstehe ich.“ Mein Blick traf den glühenden Trümmerhaufen, der einmal ein Streifenwagen gewesen war. In der Nähe lag der zersplitterte und zerstörte Scheinwerfer. Die zahlreichen Glasscherben funkelten wie kleine Kostbarkeiten. Das Haus lag im Dunkeln. Kein feuriger Widerschein flackerte mehr an der Außenfassade in die Höhe. Der Wind trieb letzte, stinkende Qualmreste über die Straße.

Wir einigten uns mit O‘Sullivan. Der Sergeant wollte an der Rückseite nach einem Eingang suchen, während Suko und ich durch die normale Haustür gingen.

„Dann viel Glück“, sagte der Ire, nahm seine Waffe in die rechte Hand und verschwand.

Auch wir machten uns auf den Weg. Sehr schnell überwandten wir die Entfernung, bauten uns zu beiden Seiten der Eingangstür auf und warteten einige Sekunden ab.

Verdächtige Laute oder Geräusche waren nicht zu hören. Ich dachte an die verdamten Handgranaten. Wenn der Typ tatsächlich Soldat war, konnte er mit den Hölleneiern ausgezeichnet umgehen. Brachte er sie im Haus zur Explosion, war es für uns so gut wie unmöglich, den Dingern auszuweichen.

Suko nickte mir zu. Ich verstand das Zeichen. Er wollte noch warten, während ich als erster das Haus betrat.

Wohl war mir nicht. Nicht einmal Licht brannte in der unteren Etage. Ich hatte das Gefühl, in eine Höhle zu schauen, in der etwas Unheimliches lauerte.

„Los, John!“

Als Suko die Worte sagte, löste ich mich von der Wand, drehte mich und, huschte durch die offene Tür ...

Ich kannte die Spielregeln und hatte kaum das Haus betreten, als ich mich fallen ließ und dicht neben der Tür an der linken Flurwand liegen blieb, wobei die Mündung meiner Waffe in die Dämmerung des Flurs stach.

Nichts rührte sich. Kein Schatten erschien, der eine Granate werfen wollte, so dass auch Suko beruhigt folgen konnte. Er blieb neben mir,

schaute mich an, und ich wies auf den Eingang zur Küche.

Dort hing die Tür schief. In dem Raum selbst schienen tausend Teufel gewütet zu haben, denn die Einrichtung war auch durch die Explosion einer Handgranate in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Kerl musste verrückt sein. Aus welchem Grund dann wollte er sein Haus zerstören?

Wir fanden ihn auch nicht im Wohnraum, dafür hörten wir aus dem Keller Geräusche und huschten auf leisen Sohlen zurück in den Flur.

Es waren Schritte! Vorsichtig gesetzt und schleichend tappten sie auf den steinernen Treppenstufen. Hatte unser Gegner den Keller erreicht, als wir draußen in Deckung lagen?

Nein, er war es nicht. Sergeant O'Sullivan kam die Treppe hoch. „Es gab tatsächlich einen zweiten Eingang“, erklärte er flüsternd und nickte uns zu.

„Hier unten ist er auch nicht“, sagte ich.

„Dann kann er sich nur in der oberen Etage aufhalten.“

Der Meinung waren wir ebenfalls und berieten flüsternd, wie wir vorgehen sollten. Einer musste den Anfang machen. Ich wollte es sein. Suko und O'Sullivan gaben mir Rückendeckung. Sie hatten sich vorgenommen, sofort zu schießen, wenn der andere erschien.

Ich schlich die Stufen hoch. Dabei hielt ich mich an der linken Seite, wo sich auch das Geländer befand. Mit der Hand glitt ich über den Lauf, in der anderen hielt ich die Beretta. Unangefochten erreichte ich den ersten Absatz, während Suko und der Sergeant im Flur warteten und die Waffen schräg in die Höhe gerichtet hielten.

„Nichts!“ zischte ich ihnen zu.

„Okay, dann weiter.“

Wieder bewegte ich mich nur auf Zehenspitzen voran. Leider knarrten die Treppenstufen trotzdem, und bei jedem Geräusch rann mir eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Motive der an den Wänden hängenden Bilder konnte ich nicht erkennen. Das Licht war einfach zu schlecht, und auch die Stufen sah ich nur mehr als Schatten.

Ich erreichte die erste Etage und damit auch einen schmalen Flur. Hier riskierte ich es und schaltete für einen Moment die Bleistiftleuchte an. Der dünne Strahl wanderte an den Türen vorbei und stieß hinein in die Leere des Korridors.

Sollte sich unser Gegner tatsächlich noch hier oben aufhalten, hielt er sich in einem der Zimmer verborgen. In Frage kamen mehrere. Einen Vorteil sah ich, denn die Türen zu den Räumen standen offen.

Ich ging in das erstbeste. Natürlich hatte ich Angst, dass der Kerl plötzlich mit einer scharfen Handgranate vor mir erscheinen konnte und das Höllenei warf, doch diese Sorge war unbegründet, als ich in ein leeres Bad schaute. Die hellen Fliesen sahen in der Dunkelheit grau aus.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, und mit einem ein wenig besseren Gefühl machte ich mich an die Durchsuchung der anderen Räume. Ich hatte mir die Lage des Hauses genau vorgestellt und wusste auch, wo der Raum lag, der erleuchtet war. Rechts. Zudem ziemlich am Ende des Ganges. Es war die letzte Tür, und ein schmaler Lichtstreifen sickerte unter dem Spalt hervor.

Er war so schwach, dass ich ihn beim Hochsteigen nicht bemerkt hatte. Um die Tür zu erreichen, musste ich die Treppe passieren. Dort standen Suko und der Sergeant.

„Nichts“, hauchte ich.

„Und jetzt?“ fragte mein Freund ebenso leise, wobei er noch eine Stufe höher kam.

„Ich schaue in dem Zimmer nach, das erleuchtet ist.“

„Einverstanden, wir decken dir den Rücken. „

Im Klartext hieß das, dass die beiden mir folgen würden, wenn ich losging. Ohne Zwischenfälle erreichte ich die entsprechende Tür, schaute mich noch einmal um und sah Sukos Winken. Er und der Sergeant hatten sich an den Gangseiten aufgebaut und mit ihren Rücken gegen das Mauerwerk gepresst.

Sehr viel hatte ich in meiner Laufbahn erlebt und mich mit zahlreichen Monstren herumgeschlagen. Auf sie alle hatte ich mich irgendwie einstellen können, wenn es manchmal auch schwer gewesen war. Aber keiner meiner Gegner hatte mich mit Handgranaten attackiert. Diese verdammten Hölleneier waren sehr gefährlich, denn ihre Sprengkraft blieb leider nicht nur auf eine Stelle beschränkt. Wenn sie genügend Platz besaß, breitete sie sich aus.

Diesmal waren meine Schritte nicht einmal von mir selbst zu hören gewesen, und ich hoffte, dass ich den anderen überraschen konnte. Ins Schloss gefallen war die Tür nicht. Ich legte meine linke Hand dagegen und drückte sie vorsichtig auf. Sie schwang lautlos in den Raum. Das war schon gut, aber wenn der andere lauerte, würde er die aufschwingende Tür genau sehen können.

Bange Sekunden erlebte ich, und sie verstrichen, ohne dass sich etwas getan hätte.

Ich befand mich in einem Schlafzimmer. Als Lichtquelle diente eine kleine Nachttischleuchte, neben der linken Seite des Doppelbetts. Der Schirm dämpfte einen Großteil der Lichtfülle, so dass der Raum nur mehr schwach erhellt wurde.

In meiner Kehle spürte ich ein Kratzen. Viel Raum bot das Zimmer nicht. Das Doppelbett passte so eben hinein. Das Fenster befand sich der Tür gegenüber, und der breite Schrank stand an einer Wand und dem Fußende des Betts genau gegenüber. Der Gang zwischen den beiden Möbelstücken war gerade so breit, dass ein Mensch hindurchgehen

konnte.

Ich war der einzige im Raum.

Vorsichtig trat ich an das Fenster, beugte mich hinaus und konnte auf die Straße sehen. Dort lagen die kokegenden Trümmer des Polizeiwagens. Die anderen Beamten hielten sich in guten Deckungen auf. Jedenfalls sah ich sie nicht. Ich trat wieder zurück.

Sollte unser Gegner das Haus vor uns ungesehen verlassen haben? Wenn ja, musste das an der Rückseite geschehen sein. Hätte er den normalen Ausgang benutzt, hätten wir ihn sehen müssen.

Das war natürlich schlecht.

Ich überlegte und ging dabei zur Tür. Unter dem Bett konnte er sich nicht versteckt gehalten haben, denn es gab da keinen Zwischenraum. Die Matratzen standen auf einem Kasten, der bis zum Boden reichte.

Mir fiel der Schrank auf.

Ich hätte mir dieses fünftürige, mattlackierte Ungetüm nicht in das Zimmer gestellt, aber ich hatte auch keine Familie. Meine Blicke glitten an der Außenfassade hoch. Bis zur Decke reichte der Schrank. Darin konnte sich bequem jemand verstecken.

Velleicht hatte ich mich in die Vermutung hineingesteigert, und in meinem Magen spürte ich den Klumpen, der einfach nicht weichen wollte. Völlig normal wirkte der Schrank. Auch an den fünf Türen wies nichts darauf hin, dass sich jemand dahinter verborgen hielt.

Ich musste trotzdem nachschauen. Eine der beiden Mitteltüren suchte ich mir aus. Sie besaß zwei Hälften, aber nur ein Schloss. Der kleine Schlüssel steckte von außen. Als ich ihn herumdrehen wollte, stellte ich fest, dass die Tür nicht verschlossen, sondern nur sehr dicht angezogen war.

Ich schluckte den würgenden Kloß herunter, hielt dabei den Atem an und hörte auch den anderen nicht, der sich möglicherweise im Schrank aufhielt.

Mit einer heftigen Bewegung zog ich die Tür auf.

Und dann hatte ich das Gefühl, die nächsten Sekunden würden nur mehr langsamer ablaufen, denn im Schrank selbst war es düster. Nicht so dunkel allerdings, als dass mir die Figur nicht aufgefallen wäre, die sich neben den zur Seite geschobenen Kleidungsstücken aufhielt. Es war der Granatenwerfer, und er hielt das nächste Höllenei schon in der Hand

...

Was ich in diesem Momenten fühlte, war kaum zu beschreiben. Ich wusste nur, dass ich mich in Lebensgefahr befand, und mein Blick konzentrierte sich auf die Hände des Kerls.

Der Stift steckte noch ...

Dann sah ich das Gesicht. Ich hatte damit gerechnet, einen normalen Soldaten zu sehen. Bis auf eine Kleinigkeit war der andere auch normal,

aber diese Kleinigkeit ließ darauf schließen, dass ich es bei diesem Wesen nicht mit einem Menschen, sondern mit einem lebenden Toten zu tun hatte, dessen untere Gesichtshälfte von Fleisch befreit war und knochenbleich schimmerte.

Ein Monstrum also! Ein mit Handgranaten bewaffneter Zombie, der einen Stahlhelm sowie Kampfkleidung trug und noch mehr dieser verdammten Hölleneier im Gürtel stecken hatte. Unter dem Rand des Stahlhelms schaute ich in zwei gnadenlose, eiskalte Augen, in denen reiner Mordwillen stand.

Er löste den Stift.

Ich hielt zwar meine Beretta in der Hand, aber ich hatte nicht geschossen. Erst als der andere die Granate scharf gemacht hatte, wollte ich abdrücken.

Es war zu spät, denn es blieben mir nur Sekunden, und er schleuderte mir das Höllenei schon entgegen.

Es fällt mir schwer, die folgenden Momente zu beschreiben. Mir gelang es im letzten Augenblick, die Tür zuzurammen, so dass die Granate nicht aus dem Schrank flog, gegen die Innenseite der Tür prallte und ich noch den Schlüssel herumdrehte.

Danach drückte ich meinen Körper nach rechts und hechtete mit einem wahrhaft artistischen Sprung auf die offenstehende Schlafzimmertür zu. Ich hatte soviel Kraft hinter diese Aktion gelegt, dass ich über die Schwelle hinweg in den Flur katapultiert wurde, dort mit der Schulter aufkam, die erschreckten Rufe der beiden im Flur wartenden Männer hörte und die Detonation vernahm.

Es war zu hören, dass die Granate nicht im Freien explodiert war, denn kein peitschendes Krachen erreichte meine Ohren. Dafür hörte es sich dumpf an, sogar irgendwie wummernd, und im Zimmer nebenan war in den nächsten Sekunden die Hölle los. Man konnte das Gefühl bekommen, die Wände würden einstürzen. Ich lag und saß halb am Boden, hielt meinen Kopf geschützt, wobei es mir trotzdem gelang, einen Blick durch die offene Zimmertür zu werfen.

Die Handgranate hatte ganze Arbeit verrichtet. Der monströse Schrank hatte ihr so gut wie keinen Widerstand entgegensetzen können. Durch den Luftdruck waren die Türen herausgedrückt und von den Splittern zerrissen worden. Holzteile prallten auf das breite Doppelbett und bohrten sich regelrecht in die Decken, die sie gleichzeitig noch zerfetzten.

Der Schrank war nicht mehr heil geblieben. Ein zersplitterter Aufbau bot sich meinen Blicken, und angesengte Kleidungsstücke hatten ihren Platz ebenfalls verlassen. Nur den Werfer sah ich nicht.

Als ich hochkam, standen Suko und der Sergeant neben mir. „Er steckte im Schrank“, erklärte ich. O‘Sullivan warf einen schnellen Blick

in das Zimmer. „Und was machen wir jetzt?“ fragte er leise.

„Wir holten ihn uns!“

„Der ist nicht mehr ganz!“ behauptete der Polizist.

„Warten wir es ab. Sie bleiben auf jeden Fall zurück.“

Er schaute mich an und nickte heftig. Wahrscheinlich war er über meinen Vorschlag mehr als froh.

Ich nickte Suko zu, als ich mich in Bewegung setzte. „Der kann doch nicht überlebt haben“, sagte mein Partner.

„Vielleicht doch. Er war ein Zombie.“

Dem Inspektor stand vor Staunen der Mund offen. Ansonsten enthielt er sich eines Kommentars und trat ebenso wie ich mit schussbereiter Beretta über die Türschwelle.

Das Echo der Detonation war verklungen. Auch ich hatte einen Schock bekommen und bemühte mich krampfhaft, ein Zittern der Hände zu verhindern. Auf Zehenspitzen gingen wir tiefer in den Raum hinein. Nach zwei Schritten mussten wir stoppen, die Fragmente des zerstörten Schranks behinderten unseren Weg. Wie Lanzen stachen einige lange Holzsplitter aus den Türen hervor. Dabei reichten sie vom Boden bis fast an die Decke.

Und wir hörten das Geräusch. Es war ein Ächzen, ein schauriges Stöhnen, und auch das Knirschen von Holz vernahmen wir. Sofort stoppten wir.

Jeder von uns wusste jetzt, dass dieses Monstrum wahrscheinlich überlebt hatte.

Den Beweis bekamen wir sehr schnell. Aus dem unteren Drittel der gewaltigen Schranktür schob sich eine bleiche Hand hervor. Sie hielt keine neue Handgranate, dafür sahen wir den qualmenden Rand eines Uniformärmels. Der Hand folgte ein Arm, ein Stück Schulter - und der Kopf!

Ich möchte mir eine Beschreibung ersparen. Jeder kann sich vorstellen, was eine Handgranate anrichtet, wenn sie in der Hand eines Menschen explodiert. Und da machte auch dieser Zombie keine Ausnahme. Nur lebte er noch, im Gegensatz zu einem normalen Menschen, und gerade das machte die Sache so schlimm.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu schießen.

Sukos und meine Beretta „bellten“ auf. Der Körper musste die Kugeln nehmen. Wir sahen ihn zucken, danach lag er still und rührte sich nicht mehr. Das gleiche Phänomen hatten wir bei dein Monstrum erlebt, das aus dem Tümpel an der Kiesgrube gestiegen war, und ich fragte mich, ob es nicht doch Parallelen zwischen den einzelnen Fällen gab.

Hinter uns hörten wir Sergeant O‘Sullivan scharf atmen. Er betrat das Zimmer und blieb kopfschüttelnd stehen. „Verdammter, was ist das denn?“ hauchte er als er den endgültig Toten zwischen Bett und Schrank

liegen sah.

„Es war der Handgranatenschleuderer“, erklärte ich.

Der Ire war blass geworden. „Und Sie haben geschossen?“ fragte er. Man merkte ihm an, wie sehr er mit den Worten zu kämpften hatte.

„Ja.“

„War er denn nicht tot?“

„Nein“, erwiderte ich ebenso knapp und erlebte das gleiche wie bei dem Wassermanster.

Die Leiche begann zu qualmen. Von innen her brannte sie aus, so dass der Rauch aus den Poren dringen konnte und sich im Zimmer träge verteilte. Er kroch auch über das Bett und wallte zum Fenster hin.

Wir warteten ab.

Von der Straße her hörten wir Stimmen, unten im Haus Schritte, wenig später war Bill da. „Was ist das denn?“ fragte er, blieb abrupt stehen und wurde ebenfalls bleich.

„Das war ein Zombie“, erklärte ich.

Bill gab ein Geräusch von sich, als wollte er lachen. „Der ... der war ein Zombie?“

„Leider.“

Der Reporter hob die Schultern. Er war sprachlos und schaute zu, wie die Gestalt von ihnen her allmählich verbrannte. Der gleiche Vorgang wie in der Kiesgrube.

Da musste es einfach Zusammenhänge geben.

Nach einigen Minuten hatte sich der Rauch verflüchtigt. Wir schauten nach und stellten fest, dass es bei der Leiche eine Veränderung gegeben hatte. Die Verletzungen waren leider geblieben, dennoch sah der Tote aus wie ein Mensch. Wir schauten nicht mehr auf einen zur Hälfte skelettierten Schädel, und das beruhigte uns.

Dennnoch steckte dieser Fall voller Rätsel. Wie war es möglich, dass sich ein Monstrum wie dieses nach seinem Ableben verwandelte? Welch eine Magie mochte in seinem Körper gesteckt haben - und wenn sie vorhanden gewesen war, woher war sie dann gekommen?

An den gleichen Problemen knackte auch Suko. Ich sah ihm an, wie er darüber nachdachte und sein Denkmodell mit der gleichen Bewegung des Schulterzuckens beendete wie auch ich.

„Kennt man überhaupt den Namen?“ fragte Bill.

O‘Sullivan gab darauf eine Antwort. „Ja, der Mann hieß Kevin Long. Er und seine Familie haben hier gewohnt. Das konnte ich noch erfahren.“

„Dann hat er versucht, Frau und Kinder zu töten?“ folgerte ich weiter.

„Ja, Sir!“, knirschte der Ire. „So schlimm es sich auch anhört. Wir können uns den Tatsachen nicht verschließen.“

Es war wirklich ein starkes Stück was wir da zu hören bekommen

hatten. Wenn jemand so reagierte wie Kevin Long, konnte man ihn nicht mehr als einen Menschen bezeichnen.

„Wir sollten mit der Frau sprechen“, schlug Suko vor und traf bei mir ins Schwarze. Daran hatte ich ebenfalls gedacht. „Ist sie überhaupt vernehmungsfähig?“ wandte ich mich an den Sergeanten.

„Keine Ahnung, Sir. Die Ereignisse haben sich überstürzt. Ich konnte meine Fragen leider nicht stellen.“

Das wollten wir aber und verließen das Haus. Unseren Gesichtern war anzusehen, mit welch schweren Gedanken wir uns beschäftigten. Noch wussten wir nicht, was für ein grauenhafter Fall hier auf uns zurollte ...



Das Ehepaar Olson hatte sich um Ellen Long und ihre beiden Söhne rührend gekümmert. Die Kinder waren in ein Zimmer gebracht worden, man hatte sie mit Spielzeug versorgt, und sie verhielten sich zum Glück ruhig, während ihre Mutter im Wohnraum der Olsons auf einer Couch lag, blass war, überhaupt nicht sprach und nur gegen die Decke starre.

Pete Olson hatte ein paar Mal versucht, sie anzureden, doch keine Antwort bekommen, deshalb ließ er es bleiben. Und seine Frau Wilma hatte ebenfalls kein Glück gehabt.

Die beiden saßen am Tisch und schauten sich über die Platte hinweg an. Sie hatten auch die erneute Detonation vernommen, waren aus dem Haus gelaufen und hatten den Wagen brennen sehen.

„Der läuft Amok!“ flüsterte Pete.

„Vielleicht sollten wir fliehen.“

„Nein, Wilma, das müssen wir durchstehen, aber ich frage mich, wie er dazu kommt, so etwas zu tun?“ Pete schaute seine Frau an. „Er war ihr Mann, verstehst du, und es waren ihre Kinder. Der kann doch nicht seine ganze Familie ausrotten.“

„Und doch gibt es so etwas“, flüsterte die Frau. Sie hob die Schultern, „Ich begreife es auch nicht. Bisher habe ich immer nur von solchen Dingen gelesen. Dass wir das einmal erleben würden, hätte ich mir auch nicht vorgestellt.“ Sie stand auf und trat an die Couch. Für eine Weile schaute sie in das leichenblaue Gesicht der Frau. Mit keinem Wimpernzucken gab Ellen zu erkennen, dass sie etwas von Wilma wollte. Die ältere Nachbarin lächelte Ellen an. „Wollen Sie nicht etwas trinken?“

„Nein.“

„Es wäre vielleicht besser. Ich kann Ihnen auch eine Schlaftablette geben.“

„Bitte nicht.“

Wilma Olson hob die Schultern. „Wie Sie wollen, Ellen.“ Sie nickte

der Liegenden zu. „Es wird alles wieder gut werden, glauben Sie mir. Sie dürfen nur nicht den Mut verlieren.“

„Wie geht es den Kindern?“ Ellen achtete nicht auf die Zusprechungen der älteren Frau.

„Gut.“

„Und wo sind sie?“

„Wir haben sie nach oben gebracht, wo damals auch unsere Kinder gelebt haben. Die Räume stehen leer. Dort sind sie gut aufgehoben.“ Wilma streckte ihren Arm aus und berührte mit den Fingerspitzen flüchtig die Wange der liegenden Frau, über deren Lippen plötzlich ein schmales Lächeln huschte.

Mehr wollte Wilma nicht fragen. Sie nahm wieder Platz, dafür stand ihr Mann auf. „Wo willst du hin?“

„Ich schaue mich mal draußen um. Es ist ziemlich lange ruhig geblieben, meine ich.“

„Aber sei vorsichtig.“

„Natürlich.“ Er schob seinen Stuhl zurück und verließ den Raum. Die beiden hatten sich inzwischen wieder angezogen. Zum Schutz gegen die Kälte der Nacht streifte Olson noch eine Strickjacke über.

Der Polizist stand an der Haustür. „Was war los?“ fragte der Mann.

Der Polizist hob die Schultern. „Ich glaube, jetzt haben sie ihn gekriegt.“

„Wieso?“

„Da sind welche ins Haus gegangen. Sogar geschossen haben sie.“

Pete Olson ballte die Hände. „Hoffentlich machen sie dieses Monstrum fertig!“ flüsterte er.

„Wieso Monstrum?“

Olson lachte. „Glauben Sie denn, dass man so einen noch als Menschen bezeichnen kann?“

„Wahrscheinlich nicht.“

„Das genau hatte ich gemeint.“ Olson sah, dass auch der Polizist fror. „Wollen Sie einen Schluck zum Aufwärmen?“ fragte er.

„Wäre nicht schlecht.“

„Warten Sie, ich bin gleich zurück.“ Olson verschwand. Als er zurückkam, winkte der Beamte ab. „Jetzt nicht, wir bekommen Besuch.“

Sie schauten den vier Männern entgegen, die die Straße hinunterschritten. Es waren die drei Beamten vom Yard, und auch der Sergeant befand sich zwischen ihnen.

„Sie werden bestimmt die Frau vernehmen wollen“, bemerkte der Uniformierte.

Olson nahm einen Schluck aus der Flasche. „Meinen Sie?“

„Natürlich.“

Kurze Zeit später hatten wir die beiden Männer erreicht. Der Beamte machte seinem Sergeanten Meldung. Wir erfuhren, dass alles in Ordnung war und es Frau und Kindern gut ginge.

„Wo liegt die Frau?“ fragte ich.

„Im Wohnraum“, erklärte Olson. „Wir haben ihr einen Notverband anlegen müssen.“

„Ist sie schwer verletzt?“

„Es geht.“

Ich schaute mir den Mann an, der sich mit Pete Olson vorstellte. Er war kleiner als ich, besaß schütteres Haar, zahlreiche Falten im Gesicht, aber sehr wache Augen. Meiner Schätzung nach gehörte er zu der Sorte Mensch, auf die man sich verlassen konnte.

Mrs. Olson empfing uns im Flur. Überrascht strich sie durch ihr graues Haar, als sie die ‚Invasion‘ sah. „Was wollen Sie denn alle hier im Haus?“

„Mit der Verletzten reden“, erklärte Suko.

„Aber sie hat einen Schock.“

„Wir werden sehen“, sagte ich und berichtete danach, dass der Mann tot war. Sie hob die Arme und presste die Hände gegen den Mund. „Tot?“ fragte Pete Olson an ihrer Stelle.

„Leider ließ es sich nicht vermeiden“, erklärte Bill Conolly. „Und wahrscheinlich ist es sogar besser.“

„Ja, möglich.“ Pete Olson führte uns in den kleinen Wohnraum. Eine Stehlampe brannte. Ihr Licht erreichte auch die Couch, auf der die Verletzte lag. Sie sah uns kommen, blickte auch hoch, aber sie registrierte kaum, dass wir da waren.

Ich setzte mich auf die Bettkante, Suko holte sich einen Stuhl herbei, während Bill, Pete Olson und Sergeant O‘Sullivan im Hintergrund warteten.

Ich wusste auch nicht so recht, wie ich anfangen sollte. Vom Tod des Mannes wollte ich ihr nichts sagen. Ellen Long sprach mich an. „Sie sind von der Polizei?“

„Ja, mein Name ist John Sinclair.“

„Ich heiße Ellen Long. „ Sie sprach die Worte langsam und ohne Gefühl.

Tief holte ich Luft. Das Zimmer war überheizt. In der Ecke leuchtete eine Ofenplatte leicht rosafarben. „Mrs. Long, Sie werden Verständnis dafür haben, dass wir Ihnen einige Fragen stellen ...“

„Bitte.“

„Wie war es, als Sie ins Haus kamen und Ihnen dieser Mensch begegnet ist?“

„Es war grauenhaft. Er ist ja zuvor weggegangen.. .“

„Wieso?“

Ellen ließ sich nicht beirren und begann damit, die gesamte Geschichte zu erzählen. Sie wurde immer nervöser, je weiter sie berichtete. Und ihre Finger krallten sich schließlich in der Bettdecke fest. Schweiß verließ die Poren. Er blieb auf ihrer Stirn liegen. „Er ... er sprach mich an, und er redete mit der Stimme meines Mannes.“

„Dann war es Ihr Mann?“

Sie schüttelte so heftig den Kopf, dass ich erschrak. „Es kann nicht mein Mann gewesen sein.“

„Wieso nicht?“

„Er sah nicht so schrecklich aus wie dieser andere mit dem Knochengesicht.“

Da hatte sie recht, und trotzdem musste es ihr Gatte gewesen sein. „Sie sagten vorhin, er wäre weggegangen, Mrs. Long ...“

„Ja, das stimmt.“

„Wissen Sie vielleicht, wohin er wollte?“

Die Antwort kam nicht sofort. Nach einer Weile sagte sie die Worte, so laut, dass sie überall im Zimmer verstanden werden konnten. „Er wollte in sein Grab!“

Ich sagte nichts, Suko schwieg ebenfalls. Mit jeder Antwort hatten wir gerechnet, damit allerdings nicht. Das war einfach unfassbar. Ein Mann, der in sein Grab wollte. Gab es das?

„Und Sie haben sich nicht verhört, Mrs. Long?“ erkundigte sich der Inspektor vorsichtig.

„Nein, er wollte in sein Grab.“

Suko nahm den Faden wieder auf. „Ein Grab bekommt man zumeist dann, wenn man gestorben ist. Ihr Mann aber lebte, oder war er vielleicht ein lebender Toter?“

„Ein was?“ hauchte Ellen.

„Ein Zombie!“ präzisierte Suko.

Er hatte es ziemlich hart gemacht, und wir beide sahen das Erschrecken auf dem Gesicht der Frau. „Zombie?“ hauchte sie.

„Mein Kollege hat es nicht so gemeint“, schwächte ich ab. „Er war eben, wie auch ich, über ihre Antwort überrascht, wie Sie sich bestimmt denken können.“

„Ja, ja, Sir. Aber Kevin lebte, als er ging. Er war völlig normal. Dann ging er zu seinem Grab.“

„Auf welchem Friedhof liegt es denn?“ fragte ich.

Ellen deutete so etwas wie ein Lächeln an. „Das Grab befindet sich auf keinem Friedhof“, erwiderte sie fast ein wenig vorwurfsvoll. Es ist ein Hügelgrab. Gar nicht mal weit von hier entfernt.“

„Und dort kann man hineingehen?“ fragte ich.

„Ja.“

Wenn das Grab nicht weit entfernt lag, mussten auch die Olsons

darüber Bescheid wissen. Ich drehte mich auf der Bettkante und schaute das Ehepaar fragend an. Pete Olson hatte mich verstanden. Er nickte und fügte hinzu. „Das Grab gibt es tatsächlich.“

„Und was ist Besonderes daran?“

„Eigentlich nichts.“ Die Antwort gefiel mir nicht, ich wollte nachhaken, aber Ellen machte mir mit ihrer nächsten Aussage einen Strich durch die Rechnung.

„Kevin hatte immer davon gesprochen. Er war auch von einer so großen Sehnsucht erfüllt.“

Ich drehte mich wieder um. „Nach dem Grab?“

„Eigentlich nicht. Er hatte mehr Todessehnsucht, obwohl ich glaube, dass dieses Grab einfach damit zusammenhängt.“

Das war mir mittlerweile auch klargeworden. „Er ist also hingegangen und kam verändert zurück.“

„Ja“, sagte sie. „Nein!“ verbesserte sie sich im gleichen Augenblick laut rufend. „Das kann er nicht gewesen sein. Er sprach nur mit der Stimme meines Mannes.“

„Das glaube ich auch“, beruhigte ich sie.

Ellen fasste nach meiner Hand. Ich fühlte die Kühle ihrer Finger und hörte ihre nächsten Worte, die mir unter die Haut gingen. „Werden Sie meinen Mann suchen, Sir, und ihn bitten, wieder nach Hause zu kommen? Wir warten doch auf ihn.“

„Natürlich werde ich das“, erwiderte ich mit belegt klingender Stimme, da ich es einfach nicht schaffte, der geschockten Frau die Wahrheit zu sagen.

„Danke“, fügte sie sehr leise hinzu. „Ich danke Ihnen auch im Namen der Kinder.“

Hart presste ich die Lippen aufeinander. Erst jetzt kam mir richtig zu Bewußtsein, was dieser Zombie seiner Familie angetan hatte. Ich war fest davon überzeugt, dass es Kevin Long gewesen war, den wir getötet hatten. Erst das Monster am Tümpel, dann er. Stellte sich die Frage, wie viele dieser unheimlichen und veränderten Gestalten noch in der Gegend umherirrten. Der eine war zu einem Monstrum geworden, der andere zu einem halb verwesten Zombie. Was hätte ein dritter oder vierter nicht alles sein können?

Ich stand auf. Auch Suko blieb nicht mehr sitzen. Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns von Ellen Long und gaben ihr das Versprechen, alles in unserer Kraft stehende zu tun. Dann verließen wir das Zimmer. Die Olsons kamen mit. Ich hatte es auch gewollt und schnappte mir Pete. „Sagen Sie mal, Mr. Olson, ihre Antwort zum Grab hat mich nicht so sehr befriedigt.“

„Wie meinen Sie?“

„Da gibt es doch irgendein Geheimnis oder eine Geschichte, die man

sich darüber erzählt, oder?“

Er wand sich wie ein Wurm. „Schon, Mr. Sinclair, aber das sind Ammenmärchen.“

„Die mich schon immer interessiert haben.“

„Wollen Sie das wirklich hören?“

„Ich bitte darum.“

Er führte uns in einen Nebenraum. Der Sergeant hatte uns verlassen. Wir waren mit den Olsons allein. „Es geht die Legende um, dass vor langer Zeit hier die Nordvölker gehaust haben sollen.“

„Die Wikinger?“ fragte Bill.

„Kann möglich sein. Jedenfalls besaßen sie in den Hügeln eine Kultstätte, und als ihr Zauberpriester starb, hat man ihn nicht mehr mit auf das Schiff genommen, sondern hier begraben. Die Legende berichtet von einem sehr mächtigen Mann, der sich mit dem beschäftigt hat, was man heute Seelenwanderung nennt.“

„Wissen Sie Genaues darüber?“

„Nein, Sir. Ich weiß nur, dass dieses Grab über eintausend Jahre alt ist und alle Stürme der Zeiten überdauert hat. Sie können mich steinigen, aber ich weiß nichts mehr.“

„Das reicht uns schon“, lächelte ich.

Pete Olson war überrascht. „Wollen Sie denn auf meine Aussagen hin Ihre Ermittlungen aufbauen?“

„Natürlich.“

„Sie sind der Polizist. Ich kann den alten Geschichten kaum Glauben schenken, wenn ich ehrlich sein soll.“

„Das brauchen Sie auch nicht, Mr. Olson“, erwiderte ich lächelnd. „Ich möchte nur eines von Ihnen. Sagen Sie mir bitte genau, wie ich von hier aus an das Ziel gelange.“

„Jetzt?“

„Ja, noch in der Nacht.“

„Wenn Sie das Risiko nicht scheuen, bitte. An sich ist es ganz einfach. Sie brauchen nicht einmal durch den Wald zu gehen, Sir ...“ Er ließ sich von seiner Frau Bleistift und Papier geben. Dann begann er damit, eine Skizze anzufertigen. Bill, Suko und ich schauten genau zu. Olson zeichnete sehr sicher. Er kam mir so vor, als hätte er dies schon einige Male getan.

„Haben Sie alles verstanden?“ fragte er, als er mir die Skizze in die Hand drückte.

„Das habe ich.“ Ich steckte das Papier weg.

„Und wir kommen natürlich mit“, sagte der Reporter. „Allein lassen wir dich nicht in das komische Hügelgrab gehen.“

„Das ist sehr nett von euch, ich bedanke mich auch für eure Sorge, nur möchte ich das nicht.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Suko.

„Wir können nicht alle drei aus dem Verkehr gezogen werden. Es ist besser, wenn zwei die Gegend und Umgebung im Auge behalten.“ Ich spreizte zwei Finger an. So viele Monstren haben wir bisher erwischt. Wer von euch kann denn sagen, dass es die einzigen gewesen sind, die die Umgebung unsicher gemacht haben?“

„Aber John, das sind Theorien“, beschwerte sich Bill, bis Suko ihm die Hand auf den Arm legte. „Wirf das nicht so weit weg. John kann recht haben. ,“

Der Reporter reagierte heftig. „Dann stehst du auf seiner Seite?“

„Eigentlich ja.“

Bill atmete tief ein. „Ihr beide seid ja noch schlimmer als Sheila, meine Frau.“

Ich grinste. „Manchmal muss man dich eben zu deinem Glück zwingen, mein lieber Bill.“

„Dann geh doch in dein Grab!“

Suko schaute auf die Uhr. „Wie viel Zeit sollen wir dir geben, John?“

„Kann ich den Wagen nehmen?“ fragte ich Olson.

„Ja, es gibt Wege. Keine guten Straßen, aber Sie können fahren, ohne im Schlamm stecken zu bleiben.“ Das war wichtig.

„Die Zeit“, erinnerte mich Suko. Ich blickte auf die Uhr. „Reichen zwei Stunden?“ fragte ich.

„Ist das nicht ein wenig viel?“

„Gut, sagen sie 90 Minuten.“

Damit waren meine beiden Freunde einverstanden. Bill zog auch dann noch ein böses Gesicht, als ich mich von ihm verabschiedet hatte. „John, das kann teuflisch für dich enden“, sagte er.

„Meinst du?“

„Ja.“

Ich hob die Schultern und ging. Anmerken lassen wollte ich es mir ja nicht, aber der Reporter konnte mit seinen pessimistischen Voraussagungen genau ins Schwarze getroffen haben ...



Mich schluckte eine Landschaft, die aus brettflachen Feldern, Weiden und Wiesen bestand. Hin und wieder unterbrochen durch ein Waldstück, das man kurzerhand in das Gelände gesetzt zu haben schien.

Ich musste dem guten Pete Olson ein Kompliment machen. Er hatte seine Zeichnung tatsächlich ausgezeichnet angefertigt, so dass ich mich zurechtfand. In einem Dorf war ich nicht gewesen und rollte, nachdem das letzte Haus hinter mir lag, über einen Ackerpfad an mehreren abgeernteten Feldern vorbei, über die der kalte Nachtwind strich.

Der Pfad führte direkt auf ein Waldstück zu, das mir wie eine auf dem Boden schwimmende dunkle Insel vorkam. Er sah so aus, als müsste ich mir einen Weg zwischen den Bäumen suchen. Im Licht der tanzenden Scheinwerferstrahlen erkannte ich, dass er eine Linkskurve beschrieb und so am Waldrand vorbeiführte.

Einmal erschreckte ich mich, als zahlreiche Krähen in die Luft stießen. Sie hatten am Boden gehockt und waren vom Brummen des Motors aufgeschreckt worden. Der Schwarm verschmolz mit dem dunklen, wolkenreichen Nachthimmel, der irgendwie einen Touch ins Unheimliche besaß, denn weder Sonne, Mond noch Sterne waren zu sehen. Zum Glück hatte es auch keinen Nebel gegeben. Meine Sicht war relativ klar.

Ich passierte das Waldstück. Der Weg führte so nahe an der Ostseite entlang, dass die Zweige der Nadelbäume fast wie Krallenfinger über die Karosserie schabten.

Mit eingeschaltetem Fernlicht rollte ich weiter und erkannte, dass die hellen, bleichen Strahlen genau dort, wo sie allmählich ausliefen, auf ein Ziel trafen.

Ein Buckel im Gelände. Schwarz, trotzig, auch irgendwie unmotiviert stand er dort wie ein Mahnmal aus der Vergangenheit. Das also war das Grab.

Ich schaltete um auf die normale Beleuchtung und rollte näher an mein Ziel heran. Noch schlechter war der Untergrund geworden. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr in einem Auto zu sitzen, sondern in einem Boot bei höherem Wellengang.

Der schmale Pfad hatte sich längst verlaufen. Er war eingemündet in eine mit struppigem Gras bedeckte Fläche.

Bevor sich die Reifen fest wühlten, stoppte ich den Bentley und stieg aus. Leise drückte ich die Tür ins Schloss, stemmte mich gegen den Wind, der hier stärker blies, und lauschte nach irgendwelchen verdächtigen Geräuschen. Nichts war zu hören. Nur das sanfte Säuseln des Nachtwindes. Er strich über das flache Land und sang dabei eine eigenartige Melodie. Mir kam es vor, als würde sie von einer gewissen Vergänglichkeit berichten und mich durch manchmal jaulende Töne vor einer Gefahr warnen wollen.

Ich ging die letzte Strecke zu Fuß. In der Weite des brettabebenen Landes kam ich mir verloren vor wie in einer Wüste. Der Hügel und ich waren die einzige Erhebung.

Über mir lief ein gewaltiges Spiel am Himmel ab. Der Mond musste hinter den Wolken verborgen sein, denn manchmal, wenn es der Wind besonders stark mit ihnen trieb, schaufelte er sie wie mit gierigen Händen zu Seite, schuf freie Flächen, die in ihrem helleren Grau deutlich von der Dunkelheit des übrigen Himmels abstachen. Dabei

bildeten die Wolken verzerrte Formationen, so dass einige von ihnen wie schreckliche Gesichter mit großen Glotzaugen aussahen oder zu verlaufenen Figuren wurden, die weit über meinem Kopf den Weg zum Hügelgrab begleiteten.

Ich konnte mich auch irren, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass sich einiges verändert hatte. Die Umgebung kam mir nicht mehr so normal vor wie die zwischen den Häusern. Die Luft schien irgendwie anderes geworden zu sein. Drückender, möglicherweise auch schwerer zu atmen, als wäre sie erfüllt von geisterhaften Wesen.

Wie ein großer Pickel stieg der Hügel vor mir in die Höhe. Das Grab befand sich in seinem Innern, einen Einstieg entdeckte ich nicht, obwohl ich einmal um das Hügelgrab herumschritt, zu Boden schaute und Fußspuren im feuchten Gras sah. Sehr alt konnten sie nicht sein, denn das Gras hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet.

Ich blieb stehen, sah den Spuren nach und stellte fest, dass sie an der betreffenden Hügelseite zur Spitze hin hoch ließen. Als Spitze wollte ich das Ende nicht gerade bezeichnen, es kam mir eher vor wie eine abgerundete Kappe. Wahrscheinlich befand sich auch dort aus meiner Stellung noch nicht sichtbar, der Einstieg.

Ich nahm den gleichen Weg. Der Boden war nicht einmal weich, dafür hatte ich Mühe, auf dem feuchten Gras nicht auszurutschen, und ich musste mich mit den Händen abstützen, um überhaupt den Weg zu schaffen.

Endlich stand ich auf der Kuppe des geheimnisvollen Hügelgrabes. Ich schaute mich um und stellte mit Erstaunen fest, dass dieser Platz ziemlich geräumig und auch sehr abgeflacht war. Angst vor einem Abrutschen brauchte ich nicht zu haben. Um wie viele Yards erhöht ich stand, wusste ich nicht zu sagen. Jedenfalls spürte ich hier oben den Wind noch stärker. Es blies gegen meine Jacke und ließ die Schöpfe flattern.

„Es ist so schön zu sterben! „

Schlagartig überfiel mich dieser Satz. Jemand hatte zu mir gesprochen, nur wusste ich nicht, wer es getan hatte. Die Stimme war einfach da gewesen, doch nur in meinen Gedanken. Und sie schaffte es tatsächlich, mich einzulullen.

Auf einmal konnte ich all die Personen verstehen, die es zu diesem Grab gezogen hatte. Auch ich war erfüllt von einer nie gekannten Sehnsucht nach dem Tod. Ich wollte kein Lebender mehr sein, ich hatte vor, in das andere Reich zu gehen und dachte nur daran, das Grab im Hügel betreten zu dürfen. Immer stärker wurde diese Sehnsucht. Aufrecht stand ich da, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, hielt mein Gesicht gegen den Wind und spürte sein Streicheln, wenn er über meine Haut fuhr.

Der Tod wartete auf mich. Und ich wollte ihm folgen. Jedes Raunen, jedes Säuseln versprach mir etwas anderes. Ein vollkommen neues Leben, die Wanderung der Seele durch Raum und Zeit, ein Paradies, das keine menschlichen Fehler mehr kannte.

Sehr intensiv sprach die geheimnisvolle, wispernde Stimme, der ich immer stärker recht gab. Ich wollte zu ihm. Ich musste einfach in das Grab hinein, das mir in diesen Augenblicken wie das Paradies vorkam.

Wieder vernahm ich die Stimme. „Als Reiner darfst du das Grab betreten. Nur als Reiner ...“

Was damit gemeint war, verstand ich nicht, doch die Stimme half mir, indem sie ihre Forderungen präzisierte. Säuselnd erreichte sie meine Ohren. „Leg alle Waffen ab, wenn du das Paradies der Seelenwanderung betrittst. Nur als Reiner darfst du hinein. Hast du gehört? Die Waffen weg ...“

Obwohl ich den Sprecher noch nicht entdeckt hatte, wusste ich sehr genau, dass ich ihm vertrauen konnte. Er war für mich ein Idol, ein Leitbild, und wieder lächelte ich, als ich mein Hemd so weit aufknöpfte, dass ich das Kreuz hervorholen konnte. Ich schaute es an, mein Gesicht verzog sich, denn ich mochte es plötzlich nicht mehr. Mit einer heftigen Bewegung schleuderte ich es den Hang hinab. Irgendwo im Gras blieb es liegen.

Das gleiche geschah mit der Beretta. Selbst die magische Kreide wollte ich nicht behalten und warf sie weg. Jetzt war ich bar jeder magischer Waffen, stellte mich hin, schaute gegen die Wolken, breitete die Arme aus und war bereit, den anderen, zu empfangen.

Er sollte zu mir kommen.

Innerlich so gestärkt, vertraute ich voll und ganz auf ihn, wobei ich merkte, dass ich mich auch auf ihn verlassen konnte, denn unter meinen Füßen spürte ich das Zittern.

Dort gab der Boden nach. Es war kein abruptes Wegfallen, sondern ein sanftes Gleiten, das von einem geheimnisvollen Leuchten begleitet wurde.

Ich trat einen Schritt zurück und sah, dass sich vor mir eine Öffnung gebildet hatte. In einem rechteckigen Ausschnitt war das Gras einfach weggewichen.

Langsam senkte ich meinen Kopf, schaute in eine Tiefe, in der ein rötliches Feuer glühte. Es sah unheimlich aus, wie ein großes, allmählich auslaufendes Auge, und der Schein fiel genau auf eine Leiter, die vom Boden her zur Öffnung führte.

Nicht ein bisschen Furcht überkam mich, als ich einen kleinen Schritt vorging, den Rand erreichte und die Mitte meines Fußes auf die erste Sprosse setzte. Durch die Gewichtsbelastung federte sie ein wenig nach, aber sie hielt. Ich stieg in das Grab.

Es war ein Vorgang, der langsam ablief und mich nervös machte, weil ich gern schneller gegangen wäre, aber ich musste Acht geben, denn einen Fehlritt konnte ich mir nicht erlauben. Das rötliche Licht erreichte mich auch nicht. Es hüllte mich ein wie ein feinstofflicher Mantel. Mein Gesicht hatte ebenfalls eine andere Farbe bekommen. Dass auch das Licht Materie sein konnte, stellte ich daran fest, wie es in mein Innerstes drang. Es besaß eine Botschaft für mich, die es mir mitteilte.

Die Sehnsucht wuchs ...

Noch nie hatte ich mich so danach gesehnt, in den Tod zu gehen und ein anderer zu werden.

„Es ist kein ewiges Aus“, hörte ich wieder die Stimme. „Du wirst danach glücklich sein und dich so fühlen, wie du dich noch nie in deinem lächerlichen Dasein gefühlt hast ...“

Ja, ja! Es waren gedankliche Schreie, die ich auf die Reise schickte und dann die letzte Sprosse erreichte. Noch einen Schritt, dann hatte ich die Leiter hinter mir gelassen. Daneben blieb ich stehen. Ohne es eigentlich zu wollen, drehte ich den Kopf und schaute wieder zurück.

So unendlich weit entfernt war der normale Himmel mit seinen hell- und dunkelgrauen Farben. Ich sah ihn nur mehr als einen Ausschnitt, der sich immer mehr verkleinerte, weil sich der Eingang allmählich zusammenschob und mir schließlich den Blick raubte.

Fugendicht schloss das obere Ende des Hügelgrabes ab, in dessen Innern ich mich befand. Ich stand da, rührte mich nicht, lauschte nach außen und nach innen, so dass ich all das wahrnehmen konnte, was mich umgab.

Völlig neue Eindrücke trafen mich. Die Luft im Grab war klarer als außerhalb. Mit jedem Atemzug durchströmte sie meine Adern, und ich nahm gleichzeitig von dem etwas mit hinein, was so geheimnisvoll in der Luft an Stimmungen und Gefühlen lag.

Es war ein nur für mich hörbares Raunen und Wispern, ein Willkommensgruß nicht sichtbarer Geister, die ein Zentrum besaßen und für mich aus dem roten Licht strömten.

Ich senkte den Kopf, schaute auf die Quelle des Lichts und sah, dass es genau in seinem Innern, wo es eigentlich am stärksten gewesen war, blasser wurde. Ein Gegenstand schälte sich dort hervor. Er vertrieb das rote Licht, so dass ich ihn immer besser erkennen konnte. Schauer der Furcht rannen über meinen Rücken, als ich den Gegenstand betrachtete.

Es war ein alter Sarg!

Die Schauer verstärkten sich noch, je deutlicher die Umrisse des Sargs hervortraten. Gleichzeitig begann das Licht zu wandern und umhüllte die Innenwände des Grabs mit seinem roten Schleier.

Der Sarg stand so, dass ich ihn einfach nicht übersehen konnte. Und

meine Furcht schwand. Das geschah von einem Moment auf den anderen. Dafür vernahm ich wieder die Stimme, die mich diesmal begrüßte. „Willkommen im Paradies, Reiner ...“

Ja, es war die gleiche Stimme, die mich auch geleitet hatte. Ich blieb geduckt stehen. Mein Gesichtsausdruck hatte sich verändert, denn ich lauschte dem Klang. Irgend etwas war mir aufgefallen, und ich dachte intensiv darüber nach, bis ich zu einem Ergebnis kam.

Die Stimme hatte gesprochen. Sie war nicht mehr in meinem Kopf aufgeklungen, also musste sich der Sprecher auch in meiner unmittelbaren Nähe befinden.

Auf dem Fleck blieb ich stehen und drehte den Kopf. Sehr genau forschte ich nach der Quelle und stellte fest, dass sich der Sprecher in meiner unmittelbaren Umgebung befinden musste.

Sogar in der Nähe. Hörbar, aber nicht sichtbar!

Mein Blick blieb auf einem bestimmten Gegenstand haften, denn irgendwo in der Dunkelheit des Grabes schien sich der Sprecher wohl nicht aufzuhalten. Und da gab es nur einen Ort, der für ein Versteck in Frage kam. Der Sarg!

Er stand im Zentrum des Lichts, war vom roten Schein wie von einer Decke umhüllt, und für mich gab es einfach nur diesen einen Aufenthaltsort. Ich hätte daran denken sollen, was mir der ältere Mann über die Grablegende berichtet hatte, daran dachte ich in diesen Augenblicken aber nicht, da ich nur Augen für den Sarg besaß.

Trotz des ihn umschmeichelnden Lichts erkannte ich seine eigentliche graue Farbe. Er war ziemlich groß, bestand aus grauem Stein und besaß ein breites Oberteil, das fest geschlossen auf der unteren Hälfte stand. Schmucklos sah er aus. Uralt musste er sein, denn Spinnweben hatten ihre Muster über den Deckel gezogen.

Zudem stand er ein wenig erhöht. Abermals auf einem kleinen Hügel, und ich ging näher an den Sarg heran. Meine Knie waren weich geworden, denn ich wusste, dass mir etwas Entscheidendes bevorstand. Bisher hatte ich den Sprecher nur gehört, nun aber wollte ich ihn sehen. Ich musste einfach den Hüter dieser alten Kultstätte kennen lernen. Es war mir zudem ein inneres Bedürfnis, denn der andere hatte mich nicht umsonst zu sich gerufen. Es musste ein Grund bestehen.

Meine Schritte setzte ich sehr vorsichtig, aus Angst, den anderen stören zu können. Bei jeder Bewegung war auch wieder das andere innerhalb des Grabes spürbar. Dieses seltsame Locken, das sanfte Herbeirufen, das Einlullen, so dass ich glaubte getragen zu werden.

Einen Schritt vor dem Sarg blieb ich stehen. Meine Lippen zuckten. Das Lächeln der Erwartung hatte sich in meine Mundwinkel eingegraben, und ich bückte mich dem Sargdeckel entgegen, um ihn zur Seite zu schieben.

Das war nicht mehr nötig. Auf halbem Wege schon erreichte mich die flüsternde Stimme. „Nein, Reiner, du bist zu mir gekommen. Die Todessehnsucht hat dich hergeführt. Nun bin ich an der Reihe, um dir diese Sehnsucht zu stillen. Gib genau acht. Unternimm nichts, ich werde kommen und dich bei mir begrüßen.“

Ich zuckte zurück. Gern hätte ich etwas gesagt, aber der andere hatte recht. Ihm gehörte das Grab. Seinen Wünschen musste ich mich unterordnen, denn er war der Herr.

„Ja, ich sehne mich nach dem Tod ...“ Wie ein Hauch klang meine Stimme, und sie ging ein in das andere, das im Grab lag. Es waren unnatürliche Geräusche, manchmal ein Locken, dann wieder ein geisterhaftes Flüstern.

Es war soweit. Der Deckel des Sargs bewegte sich. Dies geschah sehr langsam. Er rutschte über das Unterteil. Das dabei entstehende Knirschen drang mir durch Mark und Bein, und der Deckel auf dem Unterteil begann damit, sich um die eigene Achse zu drehen.

Dies geschah alles sehr langsam und bedächtig, steigerte noch meine Spannung, wobei gleichzeitig eine gewisse Begleitmusik erklang. Ein fernes Singen, ausgelöst von mir fremdartig vorkommenden Instrumenten, die irgendwo im Unsichtbaren schwebten und ihre Melodien in das Hügelgrab schickten.

Der Deckel drehte sich weiter. Er hinterließ eine Öffnung, ich konnte in den Sarg hineinblicken und sah zunächst einmal nichts, nur die Dunkelheit im Innern. Aus ihr kroch etwas hervor.

Ober- und Unterteil bildeten eine Kreuzform. Noch ein winziges Stück rutschte der Deckel zur Seite, bekam das Übergewicht und kippte über den Rand, wobei er an der kleinen Hügelseite aufstieß und in dieser gekippten Haltung liegen blieb.

Wer immer im Sarg lag, er hatte nun genügend Platz bekommen, um ihn verlassen zu können. Und er kam.

Zunächst war es nur ein geheimnisvoller Schatten, der innerhalb des Sargs tanzte, dann Gestalt annahm und sich meinen Blicken präsentierte. Aus der Öffnung schob sich eine knöcherne Klaue. Es waren fünf überlange, bleich schimmernde Finger, die ich zu sehen bekam und die ihre Farbe wechselten, als sie vom roten Lichtschein erfasst wurden.

Sie wurde zu einer Blutklaue ...

Normalerweise wäre ich zurückgezuckt, ich hätte mich zutiefst gefürchtet, hier jedoch tat ich nichts. Ich stand da, schaute zu und erwartete sogar, dass der andere aus seiner steinernen Totenkiste steigen würde, um mich zu begrüßen.

Schließlich hatte er mich geholt, mich gelockt, nun konnte er kommen und meine Todessehnsucht stillen.

Er stieg weiter aus dem Sarg. Mit einem Skelett hatte ich gerechnet. Sah mich aber getäuscht, als der andere den Deckel noch weiter zur Seite drückte und voll sichtbar wurde. Es war eine Mumie ...

Halb Skelett, halb mumifiziert, ein scheußliches Etwas mit einem grauenhaften Aussehen.

Da ich sehr dicht bei dem Sarg stand, konnte ich ihn genau erkennen. Nur die linke Hand und der dazugehörige Arm zeigten die Skelettierungen. Alles andere bestand aus einem eingetrockneten, rindenartigen Material, das sich von den Füßen bis hoch zum Schädel zog, so dass sein Aussehen an einen allmählich verfaulenden Baumstamm erinnerte, in dem die Furchen, Spalten und Falten wirkten, als wären sie mit einem scharfen Messer eingeritzt.

Die Gestalt war klein, kaum größer als ein Kind. Kopf und Körper hoben sich so gut wie nicht voneinander ab. Da ging alles ineinander über. Zum Kopf hin wurde die Gestalt nur mehr ein wenig schmäler, das war auch alles. Sehr lange Arme pendelten zu beiden Seiten des Körpers, wobei ein Arm skelettiert war.

Ich kannte altägyptische Mumien, deren Körper mit Binden umwickelt waren. So etwas sah ich bei dieser Gestalt nicht. Aus dem Sarg war ein kleiner eingetrockneter Körper geklettert, ein Wesen, das kaum ernst zu nehmen war, beim ersten Hinsehen jedenfalls, und trotzdem höllisch gefährlich reagieren konnte, denn es besaß Kräfte, die man als übersinnlich einstufen musste.

Zudem besaß dieses Wesen eine Fähigkeit, die man mit dem Begriff unheimlich umschreiben konnte. Es erfüllte die Todessehnsucht der Menschen. Es lockte sie herbei und sorgte anschließend dafür, dass sich die von ihm geschaffenen Träume erfüllten.

Wie bei mir. Mit jedem Schritt, den das Wesen näher kam, hatte ich den Wunsch, immer bei ihm zu bleiben. Ich fürchtete mich auch dann nicht vor dieser Gestalt, als sich dort, wo sich der Kopf befand, etwas bewegte. Es waren nur mehr zwei Punkte, die zu kleinen Augen wurden und mich mit einem grüngelben Ausdruck anstarrten.

Dem Blick wisch ich nicht aus. Ich wollte es auch nicht, denn der andere hatte ja die Herrschaft über mich. Er war jetzt mein Meister, da er mich gerufen hatte.

„Die Sehnsucht des Todes wird so gewaltig über dich kommen, dass du dein Leben hasst!“ versprach er mir. „Du wirst eingehen in ein fernes Reich oder der werden, den ich für dich ausgesucht habe.“

Als er mir dieses Versprechen gab, umzuckte abermals ein Lächeln meine Lippen, und ich stellte ihm trotzdem eine andere Frage: „Wer bist du, der du so sprechen kannst?“

„Ich bin Laktur!“

Laktur? Der Name schallte in meinem Hirn nach. Nein, sosehr ich

auch überlegte, gehört hatte ich ihn noch nie. Der war mir völlig unbekannt, und ich hatte schon zahlreiche schwarzmagische Wesen auf meinem langen Weg kennen gelernt.

Er wusste, womit sich meine Gedanken beschäftigten und fragte deshalb: „Du überlegst, wer ich sein könnte?“

„In der Tat.“

Sein Lachen klang wie das Brechen von Ästen. So knarrend und knackend. „Ich bin uralt“, setzte er zu einer Erklärung an. „Mich hat es gegeben, als in diesem Land noch alles wüst und öde war. Nur wenige Menschen lebten hier, als wir, die Nordländer, einfielen und damit begannen, einen Teil zu erobern. Hier setzten wir uns fest, hier bauten wir unsere Festungen und unser Göttergräber. Ich, Laktur, bin ein Zauberpriester. Manche sagen auch Schamane. Ich habe dafür gesorgt, dass es denjenigen Menschen gut ging, die sich auf meine Seite stellten, und habe die Verbindung zu den mächtigen Dämonen des Götterreiches aufrechterhalten. Sie gaben mir die Kraft, um den anderen zu zeigen, welch ein Wissen in meinem Körper steckt.“

Ich habe das Geheimnis des Todes überwinden können. Ich wusste über die Seelenwanderungen Bescheid. Ich war es, der den Tod besiegte, der dafür sorgte, dass andere Menschen, die zu mir kamen, befriedigt wurden. Nach mir haben viele den Tod überwinden können, ich aber war der erste, und ich starb auch nicht, denn ich bin unsterblich. Als meine Zeit kam, schloss ich die Augen, und man begrub mich im Innern dieses schon zu meinen Lebzeiten erbauten Grabes. Aber ich war nicht tot. Mein Kräfte reichten aus, um die Zeiten zu überdauern. Sie drangen durch den Hügel und erreichten die, auf die es mir ankam.“

„Wer war das?“ fragte ich.

„Ich habe es willkürlich ausgesucht. Jeder, der sich meinem Grab in einer bestimmten Zeit näherte, spürte plötzlich die Sehnsucht in sich, nicht mehr so weiterzuleben, wie er es gewohnt war. Es gibt nicht nur ein Leben, der Tod hat viele Gesichter, auch Gesichter, die leben, wenn du verstehst.“

„Nein ...“

„Reiner, du bist gekommen, um zu sterben. Aber du wirst nicht sterben, obwohl du tot sein wirst. Es gibt die Seelenwanderung, und sie werde ich bei dir vornehmen.“ Jetzt breitete er seine verschiedenen Arme aus, wobei der Skelettierte wie ein mit dünnem Blut übermalter Knochen wirkte. „Die Seelenwanderung wird auch dich erfassen und mit hineinziehen in ein Reich, in dem es anders ist. Bist du bereit, dein bisheriges Leben, so wie du es geführt hast, aufzugeben?“

Es war die entscheidende Frage, die er an mich gestellt hatte. Bestimmt hätte ich sie vor einer Stunde noch verneint, in diesem Fall brachte ich es einfach nicht fertig. Zu sehr befand ich mich unter dem

Einfluss der in diesem Grab wohnenden Kräfte, deshalb blieb für mich nur eine Antwort übrig. „Ja, ich bin bereit!“

„Das wusste ich. Jeder, der zu mir kommt, ist bereit. Auch der, den ich zuletzt aus dem Grab geschickt habe. Er kam als Mensch und wurde zu einem Soldaten, der hier einmal gelebt hat und dann gestorben ist. Ein anderer traf den Geist eines Mostrums, so dass er aussah wie ein großer Vogel, der aber auch im Wasser leben konnte ...“

Sehr entfernt kam mir die Erinnerung. Ja, da war etwas gewesen. Ich dachte an die Kiesgrube, an das Auftauchen des schrecklichen Monstrums, und ich nickte.

„Auch du wirst zu einem anderen“, erklärte er mir. „Leider bin ich nicht allmächtig und kann dir nicht sagen, wessen Geist dich überfallen wird. Es ist immer eine Überraschung, denn dir wird sich die gesamte Welt des Geisterreiches öffnen. Willst du es wirklich?“

„Ja, ich möchte es!“,

„Ist deine Todessehnsucht so groß, dass du mit deinem jetzigen Leben abschließen wirst?“ informierte er sich sicherheitshalber noch einmal.

„So ist es.“

„Dann komm zu mir. ,

Ich ging. Und ich schritt wie auf Wolken. Ich fühlte mich in diesen Augenblicken so glücklich. Ich war hineingeraten in den Bann einer uralten Magie, die stärker als die Menschen der Neuzeit nebst ihrer so großen Technik war.

Seine Knochenklaue fasste nach meiner Hand. Ich hatte damit gerechnet, Kälte in seinen Fingern zu spüren, das war ein Irrtum. Unnatürlich warm fühlte sich die Hand an, als wäre jeder einzelne Knochen von einem brausenden Leben erfüllt. Die Finger zuckten, sie bewegten sich und schlossen sich allmählich zur Faust. Ich spürte den starken Druck, blieb aber selbst ruhig und zuckte nicht mehr zusammen.

„Ich begleite dich ...“ Wieder vernahm ich seine Stimme. Laktur konnte mich ansprechen, obwohl er keinen Mund besaß, jedenfalls sah ich keinen in seinem Kopf aus Runzeln und Falten.

Der Druck seiner Hand war nicht fest, dennoch auf irgendeine Weise bestimmd, so dass ich erst gar nicht in die Versuchung kam, ihn lösen zu wollen. Zudem hatte ich dazu keine Lust, ich fühlte mich im Innern des uralten Hügelgrabes wohl. Mich hatte der Geist dieses Grabs gerufen, ich war ihm gefolgt. In wenigen Sekunden würde ich das Mysterium dieser Stätte kennen lernen.

Laktur drehte mich durch einen leichten Druck seiner Hand so, dass ich mein Ziel direkt anpeilte. Es war der Sarg!

Auf ihn allein schritt ich zu, und der andere hielt mich dabei fest. Er hielt mich mit seiner Knochenhand so umklammert, dass meine Finger aufeinander lagen, aber nicht zusammengedrückt wurden, und ich

brauchte nur noch einen Schritt zu gehen, um den Sarg zu erreichen.

Der Deckel war so gekippt, dass er mich bei einem Einstieg in die untere Hälfte nicht behinderte. Ich hob den rechten Fuß, ohne dass mir Laktur einen Befehl dazu gegeben hätte. Als ich ihn in den Sarg stellte und er in der Dunkelheit des Totenkiste verschwand, hatte ich das Gefühl, in einen leeren Schacht zu treten. Aber ich spürte Widerstand und verschwand nicht in einer für mich unerreichbaren Tiefe.

Laktur löste seine Knochenklaue von meiner Hand, als ich auch mit dem zweiten Fuß hineingestiegen war. Noch stand ich, schaute ihn an, der mir nicht einmal bis zur Schulter reichte und dennoch eine so große Macht über mich, das Grab und die Kräfte des Jenseits besaß.

„Und nun leg dich hin!“ flüsterte er.

Auch das tat ich. Ich würde allen Befehlen gehorchen, die er mir gab. Nichts anderes existierte noch für mich. Nur er und die Sehnsucht nach dem Tod.

Ich fand Platz genug in dem langen und auch breiten Sarg. Noch war er nicht geschlossen, das änderte sich sehr bald, als mein Herr und Meister, kraft seiner Gedanken, den Deckel in Bewegung setzte und ihm den Befehl gab, sich zu schließen. Ich hörte das kratzende, knirschende Geräusch, das entstand, als er über das Unterteil glitt. Normalerweise hätte ich jetzt geschrien, denn ich wusste, wie es ist, wenn man lebendig begraben wurde. Schon zweimal hatte ich dies erlebt und mich mit allen Kräften gewehrt. Hier nicht ...

Eine andere Kraft, eine völlig fremde Macht hatte die Kontrolle über meinen Körper bekommen, so dass es mir nichts ausmachte, dass sich der Deckel allmählich schloss. Auf dem Rücken lag ich und schaute zu, wie der Ausschnitt kleiner und kleiner wurde. Schließlich reduzierte sich das rote Licht nur mehr zu einem schmalen Spalt.

Auch der verschwand. Ein letztes Schleifen, dann hatte sich der Sargdeckel über mir geschlossen. Ich war wieder einmal lebendig begraben.

Diesmal ohne Angst, nur voll innerer Erwartung, was wohl auf mich zukommen würde, denn mein Schicksal lag in der Hand eines uralten Zauberpriesters ...



„Das hat doch keinen Sinn!“ Bill Conolly blieb mitten auf der Fahrbahn stehen, stemmte seine Arme in die Hüften, schüttelte den Kopf und trat mit dem Fuß auf. „Es hat wirklich keinen Sinn.“ Er drehte sein Gesicht dem ankommenden Inspektor zu. „Oder was meinst du?“

Suko hob die Schultern.

„Ist das alles, was du zu sagen hast?“

„In diesem Fall ja.“

„Mäßig, Alter, sehr mäßig.“ Bill schüttelte den Kopf. „Wir hätten nicht auf John hören sollen.“

„Wieso?“

„Denk mal nach, wie lange er schon verschwunden ist. Über eine Stunde. Und was haben wir hier gefunden? Nichts ...“

Da hatte Bill Conolly genau ins Schwarze getroffen. Sosehr sie auch die Straße und deren unmittelbare Umgebung sowie die Häuser abgesucht hatten, auf irgendwelche Spuren waren sie nicht gestoßen. Inzwischen war auch ein Abschleppwagen erschienen und hatte die Trümmer des ausgebrannten Polizeiwagens weggeschafft.

Sergeant O'Sullivan war noch dageblieben. Auch ihn drängte die Zeit, wie er sagte. Er kam aus dem Haus der Olsons und gesellte sich zu Suko und Bill.

„Ich habe vorhin mit meiner Zentrale gesprochen. Dort wird man allmählich ungeduldig. Brauchen Sie mich noch?“

„Eigentlich nicht“, erwiderte Suko.

Der Ire nickte. „Und wie sieht es mit dieser Leiche aus?“

„Damit haben Sie nichts zu tun“, erklärte der Chinese. „Ich lasse sie von den Leuten der Mordkommission abholen.“

„Das wäre gut.“

„Sie können dann gehen, Sergeant. Und vielen Dank für Ihre Hilfe!“

O'Sullivan winkte ab. „Sie brauchen sich bei mir nicht zu bedanken. Ich müsste das bei Ihnen tun. Wären Sie nicht gewesen, hätte uns der Handgranatenwerfer bestimmt erwischt.“

„Es ist ja noch mal alles gutgegangen“, meinte Bill.

„Zum Glück, Sir, zum Glück.“ O'Sullivan tippte an den Rand seiner Mütze und verabschiedete sich. „Sollten irgendwelche Fragen auftauchen, ich stehe immer zur Verfügung.“

„Das wissen wir, Sergeant.“

Beide Männer schauten dem Beamten zu, wie er seine Leute einsammelte und in den noch heilen Wagen stieg. Dann dampften sie ab.

Wieder hob der Reporter die Schultern. „Und wir stehen hier herum und warten ab. Verdammtd, Suko, das gefällt mir nicht.“

„Denkst du mir?“

„Dann lass uns etwas tun!“

Pete Olson kam aus dem Haus. „Ich habe einen Wagen gehört. Dachte schon, Sie wären gefahren.“

„Nein“, sagte Bill, „wir nicht. Nur die Kollegen sind verschwunden. Und wir werden auch nicht mehr lange bleiben.“

„Sie wollen uns allein lassen?“

Conolly lachte. „Wollen ist gut. Wir müssen, mein Lieber. Zudem sind

wir sicher, dass Ihnen keine Gefahr mehr droht. Wir haben die Umgebung, die Häuser und die Straße nicht nur einmal abgesucht, sondern mehrmals und nichts gefunden. Unserer Ansicht nach sind Sie sicher, Mr. Olson.“

„Wenn Sie meinen.“ Der Mann hatte die Worte so ausgesprochen, dass das Gegenteil herausgehört werden konnte. Sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. „Kommen Sie denn wieder zurück, Sir?“

„Möglich.“

„Und Ihr Kollege?“

„Den werden wir eben suchen.“ Suko gab die Antwort. „Könnten Sie noch einmal so gut sein und eine erneute Skizze anfertigen?“

„Natürlich. Doch ich möchte sie warnen. Es ist nicht ungefährlich, dem Grab einen Besuch abzustatten. Wirklich nicht. Sie sollten es sich genau überlegen.“

„Das haben wir schon.“

„Wollen Sie mit ins Haus kommen?“

„Ja“, sagte Suko. „Dann können wir auch noch nach der Verletzten schauen.“

„Sie schlafst jetzt.“

Pete Olson hatte nicht gelogen. Ellen Long hielt die Augen geschlossen. Über ihre Lippen drangen regelmäßige Atemzüge. Sicherheitshalber befand sich Mrs. Olson noch bei ihr.

„Ich habe ihr kein Schlafmittel gegeben“, erklärte sie. „Es muss wohl die Erschöpfung gewesen sein.“

„Die Natur verlangt ihr Recht“, sagte Bill. „Wie geht es den beiden Kindern?“

„Auch gut. Sie schlafen ebenfalls.“ Mrs. Olson schüttelte den Kopf. „Ich glaube, die haben noch gar nicht richtig mitbekommen, in welcher Lage sie sich befinden.“ Nein, dachte Bill, das haben sie bestimmt nicht. Er glaubte auch daran, dass es besser für sie war. Pete Olson kam mit der Skizze. Er fügte einige Erklärungen hinzu, und die beiden Männer lauschten seinen Worten.

Bill hatte eine Frage. „Wie weit ist es denn zu Fuß?“

„Nicht gerade nah. Ich hätte Ihnen gern meinen Wagen gegeben, aber der ist zur Reparatur.“

„Ein Fußmarsch wird meinem Freund gut tun“, bemerkte Suko und nickte dem Reporter zu, der das Gesicht verzog, als hätte er einen Schluck Essig genommen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück“, sagte Olson. „Und noch einmal, meine Herren. Geben Sie gut acht. Es ist gefährlich, sich dem Grab zu nähern. Was dort lauert, kann man kaum beschreiben, so schlimm ist es, obwohl ich es nicht selbst gesehen habe, aber Sie haben ja auch die

schrecklichen Folgen erlebt.“

„Wir werden das Kind schon schaukeln“, erklärte Bill, bevor sich er und Suko verabschiedeten.

Als sie gingen, schauten ihnen das Ehepaar Olson nach. Die beiden standen vor dem Haus dicht beieinander, und Pete hatte den Arm um die Schultern seiner Frau gelegt.

„Ich weiß nicht“, murmelte er, „ob das gut geht. Bisher hat immer das Grab gewonnen ...“



Ich lag in einem geschlossenen Sarg und fühlte mich nicht nur gut, sondern fast glücklich. Die Todessehnsucht hatte mich hergetrieben, und ich war von einem alten Schamanen geleitet worden, der mich in die Nähe des Paradieses bringen wollte.

Befand ich mich bereits dort? Oder war es noch immer die absolute Finsternis des Sargs, die mich einlullte? Ich wusste es selbst nicht zu sagen, aber ich spürte, dass sich etwas tat. Plötzlich fühlte ich mich so leicht und gleichzeitig auch wie von unsichtbaren Händen angehoben und getragen. Jemand wollte mich wegschaffen.

Ich schloss die Augen, als hätte ich einen Befehl bekommen und gab mich voll und ganz meinen Gefühlen hin. Es waren wunderbare Eindrücke, obwohl ich nichts sah. Ich schwebte in der mich umgebenden Dunkelheit wie auf Wolken und schien immer weiter fortgetragen zu werden.

Anderen Welten entgegen, vielleicht der Unendlichkeit oder dem Totenreich, wo mein jetziger Körper für immer bleiben würde und der andere in die normale Welt zurückkehrte.

Es war nicht so wie auf einer Dimensionsreise. Mich umgaben weder Farben noch andere Eindrücke, nur die absolute Dunkelheit, die dennoch voller Leben steckte. Ein Leben, das sich mir nicht zeigte, das sich aus gestaltlosen Wesen zusammensetzte, die immer näher an mich herankamen, so dass ich fast ihre Berührung spürte.

Waren das Hände, die mich umfassten und wie Schemen über meinen Körper glitten? Ich wusste es nicht und machte mich bereit, sie aufzunehmen. Ich breitete die Arme aus, bis ich mit den Handrücken links und rechts gegen die Innenseiten der Sargverkleidung stieß. Sie war kühl. Die Berührung erzeugte bei mir eine Gänsehaut. Es war das letzte, was ich als John Sinclair wahrnahm.

Plötzlich wurde mein Geist fortgetragen. Es geschah abrupt, ich war nicht mehr in der Lage zu denken und mich zu erinnern. Alles, was hinter mir lag, verblasste allmählich. Es gab keinen Geisterjäger John Sinclair mehr, keine Dämonen, kein Scotland Yard, keine Freunde und

auch keine Jane Collins.

Nur das Nichts ...

Und ein Geist, der in dieser nicht messbaren Welt gefangen war, wobei er umherirrte, damit er einen neuen Körper finden konnte, in den er hineinschlüpfte.

Es war genau mein Geist, der so reagierte, der sich treiben ließ wie ein Suchender, der auch Bilder aufnahm, sie aber nicht hinüberbrachte, denn er fand kein Gehirn mehr, das diese Eindrücke hätte speichern können, weil der Körper, zu dem er einst gehört hatte, nur mehr eine leere Hülle war. Gefangen in einem alten Sarg aus Stein, war er voll und ganz in die Gewalt einen mächtigen Zaubers gelangt.

Kontakt! Es geschah plötzlich. Der suchende Geist war auf sein Ziel getroffen, und im Grab glühte für einen Moment das Licht hellrot auf, dass selbst der dort wartende Schamane erschrak.

Die uralte Gestalt beugte sich gespannt vor. Sie schaute in das Licht hinein, murmelte mit dumpfer, kratziger Stimme finstere Beschwörungsformeln und holte somit das Unheil herbei, das diesen Geist, der in einem neuen Körper steckte, führen sollte.

Nur seinem Willen musste und durfte er gehorchen. Er, der Schamane, war die große Leitfigur, denn er allein hatte es geschafft, den Tod zu überwinden. Was er in uralter Zeit aufgebaut hatte, trug nun in der fernen Zukunft seine Früchte.

Das Licht nahm wieder einen blasseren Farbton an. Schwächer und schwächer wurde es, und dieser Vorgang geschah intervallweise. Gleichzeitig zeigte er dem Schamanen, dass abermals eine Beschwörung gegliickt war und er sich nach wie vor auf die finstere Kraft seiner unheimlichen Magie voll verlassen konnte.

Zweimal schritt Laktur um den Sarg herum. Er hatte die Arme ausgestreckt, so dass sich die verschiedenartigen Hände stets über dem Oberteil befanden. Von ihnen aus liefen die unsichtbaren Ströme durch den Sargdeckel und erfassten die Gestalt, die in seinem Innern lag und die schreckliche Reise miterlebt hatte.

Sie war zu einer anderen geworden. Eine magische Tauschaktion hatte stattgefunden, und der neue Körper, bisher noch eingeschlossen, wollte sein Gefängnis verlassen.

Auch Laktur wusste nicht, wen er vor sich hatte. Der direkte Blick in das Reich der Geister blieb auch ihm verschlossen. Er konnte es nur aktivieren und fühlen, dass sich dort etwas tat. Seine verschiedenartigen Arme sanken nach unten. Er legte sie an seinen Körper wie ein alter Soldat, ging einen Schritt zurück und wartete ab, was geschehen würde.

Zunächst tat sich nichts. Die Stille innerhalb des Hügelgrabes war vollkommen. Dann bewegte sich der Deckel! Ein Zittern durchlief ihn. Die unter ihm kauernde Kraft wirkte so, als wollte sie das Gestein

sprengen, doch sie wurde in die entsprechenden Bahnen gelenkt, so dass sich der Deckel auf dem Unterteil bewegen konnte.

Zunächst kratzte und schabte er. Intervallweise erklang dieses knirschende Geräusch, als der schwere Steindeckel zum unteren Ende geschoben wurde.

Die erste Lücke entstand am Kopfteil. Lautlos trat Laktur einen Schritt näher an die schwere Totenkiste heran. Er konnte es kaum erwarten und wollte nun endlich sehen, wer aus dem Sarg kletterte.

Ein normaler Mensch war hineingegangen. Ein veränderter Mensch oder ein Monster würde im verlassen. Der Schamane dachte darüber nach, wie dieses Monster aussehen konnte.

Vielleicht ein Vampir, eine Mutation zwischen Mensch, Tier oder Dämon? Möglicherweise auch ein Skelett - alles konnte geschehen, und die Spannung des Zauberpriesters steigerte sich ins Unermessliche hinein.

Immer stärker drückte der andere gegen den Deckel. Schließlich war er weit genug nach hinten geschoben worden, und die Gestalt kletterte heraus.

Zuerst erschien ein Kopf. Der Schamane stand still vor Spannung. Er sah das lange schwarze Haar, das den Schädel umrahmte. Hinzu kam das wüste Gesicht, die gebräunte Haut, anschließend folgte der muskulöse Oberkörper, der wirklich nur aus Sehnen und Muskeln bestand, wobei er keine Unze Fett zuviel aufwies.

Aufrecht stellte sich der Mensch hin. Er trug keine Kleidung, nur den schmalen Lendenschurz, der seine Hüften bedeckte. Die Augen in seinem wüsten Gesicht blickten klar und scharf, der Mund war verzogen, und in der rechten Hand hielt er ein kurzes, breitklingiges Schwert.

Der aus der Gegenwart stammende Mensch hatte den Sarg betreten. Heraus stieg eine Person, die in ferner Vergangenheit gelebt, getötet und gekämpft hatte. Als Krieger, als Barbar. Denn nichts anderes war der Neue.

„Wer bist du?“ fragte der Schamane und schaute den muskulösen Menschen an.

Die Antwort kam prompt. „Ich bin Torkan, der Barbar!“ Dumpf waren die Worte aus dem Mund gedrungen. Sie erzählten von einer Gefahr, die in dieser Gestalt steckte und gleichzeitig von ihr ausging.

Auch Laktur merkte dies. Er fühlte, dass er einen Zerstörer vor sich hatte, der seinen eigenen Weg gehen und nicht auf den Zauberpriester hören wollte.

„Welch einen Auftrag hast du?“ erkundigte sich der Schamane.

„Ich werde töten!“ Die Antwort kam prompt, und sie wurde auch in die Tat umgesetzt. Ein blitzschneller, überraschender Streich mit der

breiten Seite des Schwerts, den der Schamane erst sah, als es für ihn zu spät war. Da war sein Kopf bereits durch die Klinge vom Körper getrennt worden und flog gegen den Steinsarg. Torkan lachte laut, und machte sich daran, das Grab zu verlassen ...



Verlaufen hatten Suko und Bill sich nicht. Dennoch brauchten sie ihre Zeit, um die Stelle zu erreichen, die ihnen Pete Olson auf der Skizze angegeben hatte. Suko entdeckte sie mit seinem Adlerblick zuerst. Nicht weit von einem Waldrand entfernt blieb er stehen und streckte einen Arm aus. Der Zeigefinger deutete in die Weite des Landes hinein. „Da hinten, Bill, wo sich die dunkle Erhebung befindet, muss es sein.“

Auch der Reporter schaute genau nach und sah den Buckel, der aus dem Gelände ragte. Er wirkte in dem brettflachen Land wie eines der Rückenteile des Ungeheuers von Loch Ness, das angeblich so oft fotografiert worden war. In seiner majestätischen Ruhe lag er da und wurde von den beiden Männern anvisiert.

Bill hatte beide Hände in den Hosentaschen vergraben und schüttelte den Kopf, während der Wind gegen seinen Rücken blies und auch die Haare hochstellte.

„Was ist denn?“

„Das soll so gefährlich sein?“ fragte der Reporter. „Ich kann es mir kaum vorstellen.“

„Wir werden uns den Hügel anschauen.“

„Und was ist davor?“

Suko stoppte seinen Schritt, als er Bills Frage hörte. „Da steht doch noch ein Gegenstand“, sagte der Reporter. Ein wenig im Schatten des Hügels und nicht so hoch.“

Beide Männer wussten nicht, was sie damit anfangen sollten. Erst als sie näher herangekommen waren, fiel es ihnen auf.

„Verdammter Bentley“, flüsterte Bill.

„Dann ist John noch da.“

„Hoffentlich.“

Beide Freunde hatten Angst um den Geisterjäger. Ohne sich zuvor abgesprochen zu haben, begannen sie zu laufen. Ihr Atem stand als Wolken vor den Lippen, aber auf dem weichen Untergrund kamen sie nicht gut weg.

Fast gleichzeitig erreichten sie das Ziel. Es war der Bentley, der Hügel interessierte sie zunächst in zweiter Linie. Die Männer schritten um den Wagen herum. An das Raunen des Windes, der über das flache Land wehte, hatten sie sich gewöhnt. Ansonsten vernahmen sie keinerlei Geräusche, nur ihr eigenes Atem.

„Leer!“

Suko hatte es gehört und wies zum Hügelgrab. „Dann steckt John nur dort.“

Auch Bill schaute hin. Für eine Weile schwiegen sie und schauten zu, wie der Wind über den Buckel strich und das darauf wachsende Gras kämmte. Beide Männer versuchten herauszufinden, ob in der Nähe eine fremde Kraft lauerte, doch sie verspürten nichts.

„Lass uns einmal um den Hügel herumgehen“, schlug Bill vor. „Vielleicht finden wir an irgendeiner Seite einen Einstieg.“

Damit war Suko einverstanden. Die beiden Freunde trennten sich und würden wieder an der Stelle zusammentreffen, wo sie zuvor gestanden. Bill Conolly ging nach rechts, und er ließ seinen Blick nicht nur über den langsam vorbeiziehenden Hügelhang gleiten, sondern schaute auch zu Boden, da er sich gut vorstellen konnte, Fußspuren zu finden.

Er nahm den etwas fauligen Geruch des Grases wahr, sah die Feuchtigkeit, die sich zwischen die einzelnen Halme gesetzt hatte, und auch das helle Blinken. Zuerst hatte es der Reporter für einen Lichtreflex gehalten, bis er näher kam und erkannte, was dort tatsächlich auf dem Boden lag. Es war das Kreuz!

Für einen Moment wollte es der Reporter kaum glauben, bis er sich bückte und den Gegenstand aufhob. Für einen Moment stand er starr, schaute auf Johns Talisman und spürte dabei, wie ihn ein Zittern überkam. Aus seinem Gesicht entwich die Farbe. Er hatte das Kreuz auf dem flachen Handteller liegen, starrte es an und merkte, dass sich in seinem Kopf die Gedanken überschlugen.

Einer jedoch kristallisierte sich hervor. John Sinclair hatte diese für ihn so wichtige Waffe bestimmt nicht freiwillig abgegeben. Bill sah auch, dass die beiden magischen Dreiecke auf dem Kreuz verschwunden waren. Eine Tat der großen Dämonin Lilith, mit der John Sinclair in letzter Zeit aneinander geraten war und die sein Kreuz hatte manipulieren wollen.

Obwohl die Dreiecke fehlten, besaß es nach wie vor seine Kraft, denn gegen die Macht der vier Erzengel war Lilith nun doch nicht angekommen. Was war hier passiert?

Bill kam nicht einmal der Gedanke, nach Suko zu rufen, er ging in Trance weiter und fand bereits nach dem zweiten Schritt die nächste Waffe. Sie hob sich dunkel vom Untergrund ab. Es war die Beretta!

Bill hob sie auf. Noch in gebückter Haltung befand er sich, als er die magische Kreide entdeckte. Sie lag in Reichweite der Beretta, und der Reporter nahm sie ebenfalls an sich. Jetzt war er völlig perplex. Der Reporter konnte sich nicht vorstellen, was dies zu bedeuten hatte. Eines war allerdings sicher und stand für ihn fest. Man musste John Sinclair auf hinterlistige Art und Weise überwältigt haben.

Die Warnungen des Pete Olson fielen ihm wieder ein. Bisher hatte immer das Grab gesiegt. Die Spuren, die Bill gefunden hatte, wiesen darauf hin, dass dies fortgesetzt wurde.

Das Grab hatte gewonnen ...

Der Reporter erschrak, als neben ihm ein Schatten erschien und ihn auch berührte. Suko war gekommen. Langsam drehte sich Bill um. Er hatte dabei die Arme ausgestreckt. Die Waffen des Geisterjägers lagen auf seinen Händen, und im Gesicht des Mannes rührte sich nichts.

Auch Suko schwieg. Er schaute die Waffen an, danach Bill und blickte wieder auf Beretta, Kreuz und die magische Kreide. Dann fragte er leise. „Du hast sie gefunden?“

„Ja.“

„Und wo?“

„Hier am Boden liegend.“ Bill hob die Schultern. „Ich wäre fast darüber gestolpert.“

Suko nickte. Sein Gesicht wurde hart. Der Mund war nur mehr ein Strich. Er schaute auf das Grab und bekam eine Gänsehaut.

Bill sprach aus, was der Chinese dachte. Und die Stimme des Reporters klang verdammt rauh. „Wir werden John bestimmt dort finden. Diesmal scheint das Grab wieder gewonnen zu haben.“

„Noch ist nichts bewiesen.“

Der Reporter lachte über die Antwort seines Freundes. „Kannst du dir eine andere Lösung vorstellen?“

„Lass uns nachschauen.“

Bill steckte die Waffen weg. Er sagte keinen Ton, als er neben Suko herging, und die beiden sich daran begaben, den Hügel zu erklettern. Auf dem rutschigen Boden hatten sie ihre Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu bewahren. Sie atmeten auf, als sie schließlich auf der Kuppe standen und ihre Körper gegen den starken Wind stemmten.

Für die düstere Landschaft besaßen sie keinen Blick. Vielmehr interessierte sie das, was vor ihren Füßen lag. Es war eine Öffnung, der Einstieg ins Grab. Viereckig, fast wie mit dem Rasiermesser abgetrennt, und beide senkten die Köpfe, um in die Tiefe schauen zu können. Im Innern des Hügelgrabes erkannten sie nichts. Die Schwärze deckte einfach alles zu. Kein Licht, kein noch so schwaches Leuchten, nur ein muffiger modriger Geruch strömte ihnen entgegen, und sie sahen die erste Sprosse einer einfachen Leiter, die sich direkt am Einstieg befand.

Suko hatte schon seine Lampe hervorgeholt. Er leuchtete in das Hügelgrab hinein. Der Strahl wirkte wie ein mit dem Messer geschnittener heller Tunnel, wanderte, als Suko seine Hand bewegte und dabei ein Ziel fand, dass Bill und er als Sarg identifizierten.

Zuerst hatten beide gedacht, auf einen verschlossenen Sarg zu schauen, bis Suko zur Seite leuchtete und der feine Strahl auf einen

verschobenen Deckel fiel.

In die Öffnung leuchtete der Inspektor auch hinein. Er rechnete damit, auf ein bleiches Gesicht zu treffen, doch der Sarg war leer, und Suko fiel ein ebensolcher Stein vom Herzen wie Bill.

„Im Sarg ist er nicht“, meinte der Reporter. „Wir sollten trotzdem hinabsteigen.“

Das taten beide. Bill, der den Vorschlag gemacht hatte, ging vor. Er erreichte auch zuerst den Grund, blieb dort stehen, holte ebenfalls eine kleine Lampe hervor und leuchtete in die Runde. Die doppelte Lichtstärke brachte es an den Tag. Neben dem Sarg lag so etwas, das aussah wie ein Kopf. Und ein Stück entfernt fanden sie den Körper.

Obwohl es den Reporter Überwindung kostete, schritt er vor und nahm den Kopf hoch. Er wog ihn auf dem Handteller, als er zu Suko zurückging. „Das Ding ist ziemlich leicht.“ Dabei drehte er ihn durch geschicktes Hochwerfen so, dass Suko in das Gesicht schauen konnte.

Sie untersuchten den Schädel genau, klopften ihn ab, kratzten dagegen und stellten fest, dass sich die alte Haut knisternd wie trockene Baumrinde löste. Darunter erschienen Knochen. Sie schimmerten grau und waren fast so weich wie Butter.

„Das ist nicht John Sinclair!“ flüsterte der Reporter. „Verdamm, das kann er nicht sein.“

Suko gab ihm recht. Bill legte den Kopf auf den Sargdeckel. „Ich möchte gern wissen, um wen es sich dann handelt?“

Suko glaubte, eine Antwort auf die Frage geben zu können. „Hat Pete Olson nicht von einem Schamanen gesprochen, der angeblich hier gehaust haben soll?“

Überrascht lachte der Reporter auf. „Du meinst, dass es sich bei dieser Gestalt um einen Schamanen handelt?“

„Es könnte sein.“

„Und wer sollte ihn umgebracht haben?“

„Vielleicht John.“

Bill schaute den Chinesen starr an. „Nein“, erwiderte er entschieden. Das kann ich nicht glauben. Nein, das ist unmöglich. John tötet nicht und wirft danach seine Waffen weg. So etwas ist unmöglich, Suko, das musst du einsehen.“

„Schon.“ Der Inspektor schritt einmal um den Sarg herum. „Ich würde dir auch recht geben, wenn du mir eine Lösung nennst, die besser passt als meine.“

„Das kann ich nicht.“

„Eben.“

„Noch nicht, Suko“, präzisierte der Reporter. „Ich werde danach fahnden, darauf kannst du dich verlassen.“ Heftig nickte Bill Conolly zu seinen Worten. „Dieser Schamane oder wer immer es auch gewesen

sein mag, ist erledigt. Verschwunden ist John Sinclair, und ihn werden wir suchen. Irgend etwas muss mit ihm geschehen sein. Der lässt seine Waffen nicht liegen und geht auch nicht zu Fuß weg, wenn sein Wagen da steht. Das ist unmöglich.“ Obgleich Bill Conolly laut gesprochen hatte, klang seine Stimme im Grabinnern dumpf, als würden die Wände jeden einzelnen Laut verschlucken wie aufgerissene Mäuler.

„Im Prinzip gebe ich dir recht“, erklärte Suko und leuchtete das rund angelegte Grab noch einmal ab. Gemeinsam untersuchten die Männer auch den Sarg. Spuren, die auf einen Verbleib des Geisterjägers hingedeutet hätten, fanden sie nicht. So blieb ihnen keine andere Möglichkeit, als das Grab zu verlassen und den Freund woanders zu suchen.

Auf der Hügelkuppe atmeten sie beide tief ein, wobei sie ihre Blicke über das flache Land gleiten ließen, als könnten sie irgendwo zwischen dem Himmel und der Erde, fast verschmolzen mit dem grauen, kaum sichtbaren Horizont, eine Spur des Verschwundenen entdecken.

Sie sahen nichts. Nur das dunkle, glatte Land, dessen Eintönigkeit hin und wieder durch die ovalen Waldinseln unterbrochen wurde.

„Es gäbe noch eine Chance“, sagte der Chinese, als beide den Hang hinabrutschten.

„Und die wäre?“

„Dass John so reagiert hat wie dieser Zombie-Soldat und dorthin gegangen ist, wo er Menschen findet.“

Bill zog seine Sohlen durch das Gras, weil er sie vom Lehm befreien wollte. „Was sollte er da?“

„Das Schlimmste will ich nicht befürchten, aber wir müssen mit allem rechnen.“ Mehr sagte der Chinese nicht. Er holte seinen Wagenschlüssel hervor, öffnete die Bentleytüren und schaute zu, wie ein leichenblässer Bill Conolly sich neben ihn setzte.

„Ich will nur hoffen, dass mit John nicht das gleiche passiert ist wie mit diesem Soldaten“, flüsterte der Reporter. „Weißt du, was uns dann zu tun bleibt?“

„Ja.“ Mehr sagte Suko nicht. Fast wütend startete er den Wagen und gab soviel Gas, dass die Hinterreifen durchdrehten, den Boden aufwühlten und einige Soden in die Höhe schleuderten. Der Untergrund war ziemlich weich, auch das Wenden gestaltete sich als schwierig, aber Suko schaffte es, den Wagen freizubekommen.

Irgendwann erreichten sie auch den schmalen Pfad, der am Wald entlang führte. Jeder von ihnen hielt Ausschau nach dem Geisterjäger. Bill startete immer wieder nach vorn und nach links, wobei sich seine Lippen bewegten, der Atem gegen die Scheibe schlug und für Suko unverständliche Worte aus dem Mund des Reporters drangen.

Die Stimmung der beiden Männer war ebenso düster wie die Nacht.

Daran änderte sich auch nichts, als sie die Lichter der fernen Häuser schimmern sahen, denn von ihrem Freund John Sinclair hatten sie bisher noch nichts entdeckt.

Kein Hinweis, keine Spur, der Geisterjäger war und blieb verschwunden. Dafür wurde der Weg besser, und schon bald rollten sie über die Straße, an der die drei wie verloren wirkenden Häuser standen.

Suko hatte das Fernlicht eingeschaltet. Die helle Fülle überstrahlte die Straße und wurde auch von den Olsons bemerkt, die noch nicht zu Bett gegangen waren. Als Suko den Bentley neben dem Haus des Ehepaars bremste, öffnete Pete Olson vorsichtig die Tür.

„Wir sind es nur, Mr. Olson“, sagte Suko.

„Ich dachte schon ...“ Er hob die Schultern, kam aus dem Haus und schaute die Männer fragend an. „Sie sind nur zu zweit?“

„Leider.“

„Dann ist Ihr Kollege ... dann ist er ...“

„Wir wissen nicht, ob er tot ist“, gestand Suko ein. „Jedenfalls haben wir ihn nicht gesehen, und das gibt uns natürlich zu denken. Wir waren am Grab, sind hineingeklettert, aber unsern Freund haben wir nicht gefunden. Es sind wohl einige Fragen aufgetaucht.“

„Kommen Sie bitte herein.“ Olson führte die Männer in den Gästraum. Ellen Long schlief noch immer. Wilma Olson war ebenfalls zu Bett gegangen, kam aber hinunter, da sie Stimmen vernommen hatte.

„Sie sind schon zurück?“

„Ja, und erfolglos“, erwiderte Bill.

„O Gott, dann ist er ...“

„Nein, Wilma“, erklärte ihr Mann und nahm kopfschüttelnd in einem Sessel Platz. „Er ist nicht tot.“

„Nur verschwunden“, präzisierte Bill.

„Und darüber wollten wir mit Ihnen beiden reden“, nahm Suko den Faden auf.

„Wir können Ihnen nicht helfen“, wies Pete Olson ab. „Wirklich nicht, ich kann ihnen ...“

„Sagen Sie das nicht.“ Auch Suko nahm Platz, während Bill lieber stehen blieb. „Es geht um folgendes, Mr. Olson. Wir haben nicht nur das Grab gesehen, es war auch offen, so dass wir hineingehen konnten. Verstehen Sie, wir haben es betreten.“

„Ja!“ hauchte der Mann.

„Und nun, Mr. Olson, kommt das Entscheidende ...“ Suko beugte sich vor und redete auf den Mann ein. Er ließ nichts aus und berichtete von dem, was er und Bill entdeckt hatten. Pete und Wilma Olson hörten staunend zu. Sie wollten es kaum glauben, dass eine so alte Legende Wirklichkeit geworden war, aber weshalb sollten die Männer sie anlügen?

„Es hat diesen Schamanen gegeben! „, erklärte Suko, „und ich möchte von Ihnen wissen, ob sich unser Kollege vielleicht hier in der Nähe gezeigt hat.“

„Nein.“

„Haben Sie Geräusche gehört?“

„Wie meinen Sie?“

„Nun, verdächtige Laute, zum Beispiel?“

„Auch nicht. Es ist wirklich alles ruhig geblieben. Man kann fast sagen, friedlich.“

Nach dieser Antwort wussten sich Bill und Suko auch keinen Rat und auch nicht, was sie noch fragen sollten.

„Tut mir leid, Sir, aber es ist so gewesen.“ Mrs. Olson nickte zu den Worten ihres Mannes.

Der Inspektor erhob sich. „Entschuldigen Sie, es war auch nur mehr eine Frage.“

„Wollen Sie jetzt fahren?“

„Ja. Hier haben wir nichts mehr verloren.“

„Aber Ihr Kollege ...“

„Nun, mein lieber Mr. Olson, den werden wir sicher irgendwo finden. Möglicherweise sogar in London.“

„O Gott.“ Wilma Olson erschrak. Sie presste ihre beiden Hände gegen die Brust. „In London? Vielleicht sogar als Monster?“

Sehr ernst nickte der Inspektor. „Das ist leider alles möglich, Mrs. Olson ...“



Drei Stunden später in London!

Im Osten machte sich die Nacht allmählich bereit, das Feld für den anbrechenden Tag zu räumen. Über der Riesenstadt lag die Morgendämmerung.

Viele Menschen hatten ihren Schlaf bereits hinter sich. In den Fabriken wurde bereits gearbeitet, während sich andere auf dem Weg zu ihrer Firma befanden und wiederum eine Gruppe von Leuten erst jetzt aus den warmen Betten krochen.

Es gab die ersten Staus, die Schulkinder machten sich bereit, den Verkäufern wurden die Morgenzeitungen aus den Händen gerissen, und an den Haltestellen der Busse standen lange Schlangen, während die U-Bahnen ebenfalls überfüllt waren.

Auch in dem hohen Gebäude an der Victoria Street herrschte hektisches Treiben. Es stach wie eine breite Nadel in den Himmel, und NEW SCOTLAND YARD stand in großen Lettern darauf. Die Nacht war nicht gerade ruhig gewesen. Jetzt wurden erste Vernehmungen

gesichtet, Computer gespeist und Gefangene abgeführt.

Von dieser allgemeinen morgendlichen Hektik war in einer der oberen Etagen nichts zu spüren. In einem schalldichten und abhörsicheren Büro saßen drei Personen.

Bill Conolly und Suko wirkten ein wenig mitgenommen. Im Gegensatz zu Sir James Powell, der so aussah, als hätte er rund um die Uhr geschlafen. Das allerdings täuschte, denn auch er machte sich große Sorgen um seinen Oberinspektor, denn Johns Verschwinden war so rätselhaft gewesen, wie es nur irgendwie sein konnte.

Sir James hatte dem Bericht der beiden vor ihm sitzenden Männer genau zugehört und sie mit keiner Frage unterbrochen. Nur am Spiel seiner Hände, die einen Bleistift hielten, war zu erkennen, dass die Nervosität auch ihn erfasst hatte.

„Haben Sie irgendwelche Lösungsvorschläge anzubieten?“ erkundigte er sich nach einer Pause des Nachdenkens.

„Nein, Sir.“

Der Superintendent schaute Suko an. „Dann gehen Sie davon aus, dass John Sinclair nicht mehr derselbe ist.“

„So, sehe ich es.“

„Und Sie, Bill?“

Der Reporter trank einen Schluck von dem bitteren Automatenkaffee. „Ich schließe mich Sukos Meinung an.“

Sir James nahm den Bleistift, ließ ihn fallen und griff zum Glas mit dem Magenwasser. Er ließ es langsam die Kehle hinabgleiten und erkundigte sich danach mit leiser Stimme: „Als was könnte John Sinclair das Grab verlassen haben?“

„Wir wissen es nicht.“

„Und Sie gehen davon aus, Suko, dass John eventuell diesen Schamanen umgebracht hat?“

„Ja.“

„Dann müssten Sie mir einen Grund nennen.“

„Das kann ich nicht, Sir. Höchstens Vermutungen anstellen und Theorien entwickeln. Wir wissen ja nicht, als was John das Grab verlassen hat. Ich kann mir vorstellen, dass er zu einem alptraumhaften Wesen geworden ist, das überhaupt keine menschlichen Gefühle mehr kennt und für das ein Mord etwas völlig Normales ...“

„Hören Sie auf!“ Selbst Sir James war geschockt. Auf seiner Stirn zeigte sich ein dünner Schweißfilm, und seine Mundwinkel zuckten bei den nächsten Worten. „Wenn Sie recht mit Ihrer Annahme haben, Suko, würde das bedeuten, dass wir es nicht mehr mit einem normalen Menschen zu tun haben und wir unseren Kollegen John Sinclair jagen müssten mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben!“

„So ist es, Sir!“ Sukos Stimme klang kratzig, seine Antwort war kaum

zu verstehen. Bill Conolly hatte den Kopf gesenkt und die Hände zu Fäusten geballt. Sprechen konnte er nicht, aber in seinen Augen brannte es.

Sir James war noch nicht am Ende. Seine nächsten Worte bewiesen, wie sehr er die Vorschriften kannte.

„Träte alles so ein, wie wir vermuten, wäre ich gezwungen, bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr eine Jagd auf John Sinclair veranstalten zu lassen, die auch mit der letzten Konsequenz endet, meine Herren.“

„Sie meinen, mit dem Tod?“ fragte Bill.

„Genau, Mr. Conolly!“



Ich war nicht mehr John Sinclair, sondern ein anderer. Torkan, der Barbar!

Wieder einmal, so musste man sagen, hatte ein Seelenaustausch stattgefunden, denn es war für mich nichts Neues, in diese Gestalt geschlüpft zu sein.

Schon einmal, dabei lag es kaum ein Jahr zurück, war ich Torkan gewesen. Damals hatte der Götze Baal versucht, mich mit Hilfe des Sarazenen-Dämons Okastra zu töten, was ihm zum Glück nicht gelungen war. Das Schwert des Okastra hatte mich zwar getroffen, ich war auch ‚gestorben‘, doch dabei zu einem anderen geworden, eben zu Torkan, dessen Geist die Dimensionen durchirrte (siehe John Sinclair 317 – 320).

Und diesmal hatte er mich wieder erwischt. Einen John Sinclair gab es nicht mehr, nur noch Torkan, den Barbar, der so redete und handelte wie ein Krieger aus ferner Zeit, als nur das Gesetz des Stärkeren galt. Er war eine wilde, unheimliche Figur, und mit geschmeidigen Bewegungen kletterte ich aus dem Grab.

Das Schwert hielt ich in der rechten Hand. Es war eine Hand mit kräftigen, knochenstarken Fingern. Man konnte ihr ansehen, dass sie es gewohnt war, hart und kompromisslos zuzuschlagen.

Der Wind wühlte mein schwarzes Haar auf, als ich aus dem Innern des Hügelgrabes kroch. Kalt fuhr er gegen meinen nackten Oberkörper, schuf eine Gänsehaut, aber die störte mich nicht.

Ich hatte den Mund geöffnet, atmete die reine klare Luft ein und stieß einen urigen Schrei aus, der weit über das flache Land hallte und in der Ferne verwehte. Dabei rammte ich das Schwert hoch. Der Arm streckte sich, und die Muskeln begannen zu tanzen. Ich war der Sieger, man hatte es nie geschafft, mich zu töten, und ich würde der Sieger bleiben.

Für einen Moment lugte der Mond durch die Wolken. Sein Licht traf

auch die Klinge und übergoss sie mit einem fahlen Glanz, so dass sie vom Griff an aufwärts wie aus kostbarem Silber gegossen wirkte.

Für einen Moment schaute ich, Torkan, gegen den düsteren Himmel und ergötzte mich an dem faszinierenden Spiel der vom Wind vorangepeitschten Wolken. Es waren Gebilde, wie ich sie aus der Vergangenheit her kannte, und sie wirkten auf mich wie eine Horde wilder Dämonen, denen ich mich schon des öfteren entgegengestemmt hatte. Dann senkte ich das Schwert. So schnell, dass es einen fauchenden Laut hinterließ.

Im nächsten Augenblick sprang ich mit einem gewaltigen Satz vom Hügel und lief im Laufschritt über das flache Land, das mich irgendwann verschluckte, so dass ich eins zu werden schien mit dem Himmel und der Erde.

Torkan war unterwegs. Diesmal nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart ...



Ken Bulmer fuhr die Strecke London - Cambridge jeden Tag. Er transportierte auf seinem Lastwagen Dinge für die Uni, die es nur in London zu kaufen gab und die stets in großen Kisten verpackt waren, so dass der Fahrer nicht wusste, was er da geladen hatte. Es war ihm egal. Hauptsache, er besaß einen Job, und es ging ihm nicht wie vielen anderen Menschen.

Auf der Strecke kannte er fast jeden Stein und natürlich die Raststätten. An einer bestimmten, sie lag kurz vor London, hielt er stets an, wenn er eine Nachtfuhr hatte.

Diesmal war es der Fall. Er war in Cambridge noch nach Mitternacht abgefahren, denn am nächsten Mittag, nach einigen Stunden Pause, sollte er den gleichen Weg wieder zurückfahren.

In der Raststätte war er der einzige Gast. Hinter der Theke hockte Betty, die Bedienung, und rieb ihre rot umränderten Augen. Auch ihr fehlte der Schlaf. Das grelle Licht der Leuchten störte zudem noch, und sie hoffte, dass endlich Schichtwechsel war.

„Willst du noch eine Tasse?“ fragte sie.

„Nein, ich muss weiter.“ Ken Bulmer holte Geld aus der Hosentasche und zahlte.

Betty räumte die Tasse weg. „Wann sieht man dich wieder?“

„Vielleicht am nächsten Abend.“ Er rutschte vom Hocker. „Mach's gut, bis später.“

„Ja, heißen Reifen.“

„Danke.“

Nichts empfand Ken Bulmer kälter als eine nächtliche leere Raststätte.

So etwas Ungemütliches gab's kaum ein zweites Mal. Er war froh, in der Dunkelheit zu stehen, die Luft einzutauen und über das flache Land sehen zu können. Nur sein Wagen stand einsam und verlassen auf dem Parkplatz. Von der Seite her gesehen wirkte er bulliger, als er tatsächlich war. Der Wind fuhr über die leere Fläche, wehte Papier vor sich her und spielte auch mit der die Ladefläche umgebende Plane.

Während Ken Bulmer auf sein Fahrzeug zuging, zündete er sich eine Zigarette an. Er wollte den Kaffeegeschmack wegbekommen. Tief saugte er den Rauch in die Lungen. Durch die Nasenlöcher ließ er ihn wieder ausströmen, so dass an der Oberlippe ein grauer Streifen flatterte.

Automatisch glitten seine Blicke über den Parkplatz. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, nach verdächtigen Gestalten zu suchen. Oft genug trieb sich Gesindel nahe der Raststätten herum. Für solche Typen besaß er das richtige Argument. Einen Totschläger aus Hartgummi, der an seinem Gürtel hing. Ken war ein kräftiger Mann, früher hatte er mal gerungen.

Er wurde auch von keinem Tramper angesprochen, erreichte den Wagen, schloss auf und ließ sich hinter das Lenkrad fallen. Automatisch drückte er die Zigarette aus, als er startete. In einem weiten Bogen rollte Ken Bulmer vom Parkplatz, dessen helle Peitschenleuchten allmählich zurückblieben und nur mehr an in der Luft hängende flockige Inseln erinnerten, bevor sie vollends verschwanden.

Er dachte an seine Junggesellenbude und daran, dass er sich aufs Ohr hauen wollte. So sehr war er in Gedanken versunken, dass ihm das Klappern der Beifahrertür erst auffiel, als er sich schon auf dem Motorway befand. Überrascht drehte er den Kopf. Ken hatte die Tür fest verschlossen gehabt, das wusste er genau. Also musste sie ein anderer aufgebrochen haben.

Ein kaltes Gefühl kroch Kens Rücken hinab, und es verstärkte sich noch, als er plötzlich in seinem Nacken die Berührung spürte. Sofort wusste er Bescheid. Hinter ihm in der mit einem Vorhang abgedeckten Schlafkoje hatte jemand gelauert und griff jetzt ein.

Ken schluckte, tat nichts, ärgerte sich jedoch ungemein. Lange Jahre war er sicher gefahren, und ausgerechnet jetzt erwischte es ihn auch noch. Er war eben nicht vorsichtig genug gewesen, und er dachte daran, dass es besser war, zunächst einmal ruhig sitzen zu bleiben und sich auf den allmählich einsetzenden Morgenverkehr zu konzentrieren, wobei er gleichzeitig noch auf den Unbekannten hinter ihm acht geben musste.

Nach einigen Sekunden der Ruhe kam er zu der Überzeugung, dass es kein Revolver war, dessen Mündung seinen Nacken berührte. Es musste eine andere, viel breitere Waffe sein, und er spürte auch zum erstenmal seit Beginn der Fahrt hinter sich in der Koje eine Bewegung.

Der andere würde hervorklettern. Auf den freien Nebensitz an der linken Seite fiel ein Schatten. Der Druck in seinem Nacken war verschwunden. Jetzt hätte Ken eingreifen können, aber er war plötzlich neugierig geworden, denn er wollte sehen, welch ein Typ sich da hinter ihm in der Koje verborgen gehalten hatte.

Im nächsten Augenblick fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf. Der Typ, der sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf den Beifahrersitz fallen ließ, schien aus den Pinewood Studios entflohen zu sein. So jedenfalls kam er Ken Bulmer vor.

Er trug das pechschwarze Haar fast Schulterlang. Sein dunkler Oberkörper bestand fast ausschließlich aus Muskeln und Sehnen, und das Gesicht zeigte einen Ausdruck, der einen normalen Menschen Angst einflößen konnte.

Ein wirklich gut nachgemachter Kämpfer aus der Antike, das musste Ken zugeben. Nur etwas gefiel ihm nicht. Das Schwert, denn das sah echt aus.

Der andere hielt die Waffe so, dass die Spitze in die Hüfte des Fahrers drückte und Ken auch den etwas ziehenden Schmerz spürte, denn der Stahl war durch seine Kleidung gedrungen. Deshalb empfand er dies nicht als Spaß.

Er merkte, dass sich auf den Innenflächen seiner Hände, die das schwarze Lenkrad umklammerten, der Schweiß ansammelte, so dass die Haut langsam feucht wurde. Im Gegensatz dazu trocknete seine Kehle allmählich aus. Es fiel ihm schwer, den anderen anzusprechen.

„Okay, Freund“, sagte er schließlich, „Du hast deinen Spaß gehabt. Jetzt bin ich an der Reihe. Was willst du?“

Er bekam keine Antwort, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit seinem Schicksal abzufinden. Vorerst wenigstens, denn hinter der glatten Stirn bewegten sich die Gedanken wie in einer willden Karusselfahrt, so heftig suchte der Fahrer nach einem Ausweg.

Wie konnte er den anderen loswerden?

Vor ihm lag die Fahrbahn. Ken kannte, wie gesagt, die Strecke sehr gut. Er wusste, dass sobald keine Kurve mehr auftauchen würde. Die Lichterglocke in der Ferne, die unter dem grauen Himmel lag, war bereits London.

Noch einmal startete er einen Versuch und redete seinen sonderbaren Mitfahrer an. „Was willst du überhaupt? Bist du tatsächlich aus irgendwelchen Studios entwichen?“

Ken Bulmer bekam eine Antwort. Nur anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Der andere drückte härter zu, und Ken Bulmer spürte, wie die Klinge tiefer in die Haut stach. Um einen besseren Effekt zu erzielen, bewegte der andere die Waffe noch. Ken hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Er biss hart die Zähne zusammen und spürte

auch die Nässe, die von seinem eigenen Blut stammte.

„Okay, okay“, würgte er hervor. „Ich sage ja nichts. Du kannst mitfahren. London liegt vor der Haustür.“ Er lachte krächzend und dachte an seinen Totschläger, den er als Argument stets bei sich trug. Jetzt nutzte ihm die Waffe auch nichts. Bevor er das Ding hervorgeholt hatte, war er zweimal tot.

Nein, es musste ihm etwas anderes einfallen. Und das schon ziemlich bald, denn bis er die Stadt erreicht hatte, wollte und konnte er nicht warten. Da nahm der Verkehr zu, und er würde durch seine Aktionen unweigerlich Unschuldige in Gefahr bringen.

Das wollte Ken auf keinen Fall. Er wäre seines Lebens nicht mehr froh geworden. Hin und wieder schielte er zur Seite, während er mit der Geschwindigkeit herabging. Der andere merkte nicht, dass Ken die Fahrt verlangsamte. Er schaute starr durch die Scheibe, presste die Klinge weiterhin gegen Kens Hüfte und bewegte hin und wieder den Mund. Er sprach dabei nicht, so dass es Ken vorkam, mit einem Stummen zusammenzusitzen.

Der Verkehr nahm an Dichte zu. Es war deutlich zu spüren, dass sie sich der Riesenstadt London näherten. Nach jeder weiteren Auffahrt befanden sich mehr Fahrzeuge auf den Fahrbahnen als noch zuvor.

Ken Bulmer hatte seinen Wagen auf die linke Seite gelenkt. So langsam wie jetzt war er noch nie gefahren, auch wenn eine Geschwindigkeitsbegrenzung angegeben war, weil die Straße durch eines der Londoner Industriegebiete führte.

Ken Bulmer, der die Strecke im Schlaf kannte, wusste auch, dass ganz in der Nähe eine Polizeistation lag. Es musste ihm einfach gelingen, die Beamten aufmerksam zu machen.

Um seinen ungebetenen Beifahrer in Sicherheit zu wiegen, steigerte er das Tempo noch einmal. Der plötzliche Ruck brachte den anderen aus dem Konzept. Bulmer vernahm einen wütenden Laut und ging sofort vom Gas. Jetzt rollte er noch langsamer als zuvor, und das würde dem anderen wohl kaum auffallen.

Bulmer schielte zur Tür. Der Griff befand sich in seiner Nähe. Es würde ihm keine Mühe bereiten, ihn zwischen die Finger zu bekommen und die Tür aufzustoßen. Der Rest war Glück und Nervensache.

Ständig wurde er überholt. An der rechten Seite huschten die Wagen vorbei. Jenseits der Bahn befand sich ein weiträumiges Industriegelände. Bulmer wusste, dass dort zwei Mineralölkonzerne ihre Produktionsstätten besaßen.

Der andere hatte noch immer nicht gesprochen. Er starnte durch die breite Scheibe, und Bulmer fragte sich, was wohl in dessen Schädel vorging. Ob er vielleicht damit rechnete, dass Ken die Tür aufstoßen würde, um zu verschwinden?

Es war riskant, das wusste Ken. Aber er vertraute auf seine Kraft und Geschicklichkeit. Was mit dem Beifahrer und dem Wagen geschah, war ihm egal.

Ken fasste an den Türgriff . Wenn sein Mitfahrer etwas bemerkte hätte, musste er jetzt eingreifen.

Er blieb ruhig. Für Bulmer war das ideal. Mit einem wuchtigen Stoß rammte er die Tür nach außen. Er spürte den Fahrtwind, schaute nach unten und sah das graue Band der Fahrbahn vorbeihuschen. Für einen Moment verkrampfte sich sein Magen. Er bekam plötzlich Angst vor der eigenen Courage, und als er hinter sich den wütenden Laut hörte, wusste er, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als zu springen.

Er stieß sich ab. Für einen Moment flatterte er förmlich in der Luft, weil er vom Wind gepackt wurde. Dann näherte sich rasend schnell der Boden. Mit dem rechten Fuß zuerst kam er auf, wurde dabei zurückgestoßen, befand sich wieder in der Luft und überschlug sich, bevor er abermals Kontakt mit dem Untergrund bekam und auf den Rücken fiel. Der Schlag traf ihn sehr hart. Ken rollte sich einige Male um die eigene Achse, hatte das Gefühl, von allen Seiten Schläge zu bekommen, vernahm das Dröhnen des Autohupen und spürte den rasenden Wirbel, in den er hineingeraten war.

Ken tickte über die Fahrbahn und näherte sich mit rasender Geschwindigkeit der Leitplanke. Wenn er dagegen schlug, konnte dies für ihn lebensgefährliche Folgen haben, aber Ken hatte das Glück, unter dem breiten Metallband der Planke hinwegzurutschen, über das dahinter wachsende Gras zu gleiten und anschließend in einem Graben zu landen.

Dort blieb er liegen. Er hatte das Gefühl, in eine Knochenmühle geraten zu sein. Es gab kaum eine Stelle, die ihn nicht schmerzte. Mühsam drückte er sich auf die Knie. Er hatte Angst, sich etwas gebrochen zu haben und wunderte sich darüber, dass er sich erheben konnte.

Ein Schlag traf ihn. Es war der Fahrtwind eines Trucks, als ihn der Wagen passierte und Ken den Blick auf sein eigenes Fahrzeug nahm. Dafür hörte er das laute Hupen, das Kreischen der Reifen auf glattem Asphalt und die ersten schmetternden Schläge, als Wagen zusammenkrachten. Ein Chaos bahnte sich an.

Ken Bulmer wurde bleich. Neben der Leitplanke sank er zusammen. Diese schrecklichen Folgen hatte er nicht voraussehen können ...



Ich war nicht mehr John Sinclair, sondern Torkan!

Dabei handelte, dachte und reagierte ich so wie dieser Barbar. Ich

hatte mich auf den Weg gemacht, eine Straße erreicht, hatte die für mich fremden Gegenstände gesehen, die so schnell fahren konnten und weder von Ochsen noch Pferdegespannen gezogen werden mussten. Das alles hatte ich nicht begreifen können.

Auch über die glatten Straßen wunderte ich mich. Da gab es keine staubigen Wege oder Pfade, die die Menschen gingen, nur diese komischen grauen, breiten Streifen, die irgendwohin führten und denen ich folgen musste. Ich ließ mich von meinen Gefühlen leiten und wich den fahrenden Wesen mit Rädern immer wieder geschickt aus. Aber ich begriff, dass ich mir einen dieser Gegenstände zunutze machen musste. Zu Fuß kam ich nicht so schnell voran.

Leider konnte ich keines anhalten, und so ging ich weiter, bis ich einen großen Platz erreichte, der von einem hellen, blassen Licht getroffen wurde.

Da sah ich ein Wesen stehen. Diesmal fuhr es nicht. Es stand so ruhig und still, dass ich mich ihm nähern konnte.

Ich ging geduckt. Der scharfe Wind wehte gegen meinen Körper und ließ mich frieren. Ich schaute mir das Wesen an und brach es an einer Seite mit dem Schwert auf. Dann kletterte ich hinein, versteckte mich und sah sehr bald, dass ein Mensch kam. Ihn brachte ich in meine Gewalt.

Genau bis zu dem Zeitpunkt ging alles gut. Der Mensch fuhr auch, ich rollte mit, dann überlistete er mich, und plötzlich saß ich allein in dem Wesen.

Die Tür war aufgeschwungen, der Platz neben mir leer, und der Fahrtwind jagte in die Kabine. Sekundenlang wusste ich nicht, was ich machen sollte, aber ich, hatte zuvor gut aufgepasst und gesehen, dass der andere seine Hände um den dunklen Kreis geschlungen hatte.

Das tat ich auch. Dabei rutschte ich so schnell wie möglich auf den anderen Platz und hörte, wie der Wind die Tür zuschlug. Jetzt ging es mir besser.

Ich hielt den schwarzen Kreis mit beiden Händen fest und starre nach vom. Gleichzeitig hatte ich mich geduckt und sogar ein Gefühl der Angst überkam mich, den Barbaren.

Das hier waren Dinge, die ich nicht kannte. Noch rollte ich, aber ich merkte, wie das Wesen mit den vier Rädern nicht so wollte, wie ich es gern gehabt hätte. Nicht allein, dass es langsamer wurde, es begann auch zu bocken. Was ich dagegen unternehmen sollte, wusste ich nicht, deshalb drehte ich den schwarzen Kreis auf die rechte Seite und geriet zwangsläufig in eine andere Richtung.

Ich erschrak heftig, als hinter mir die Sirenen aufdröhnten. Plötzlich hörte ich ein Quietschen und Kreischen. Licht blendete mich. Ich hielt mich an dem schwarzen Kreis fest und spürte auch den heftigen Schlag,

der mein Wesen an der Seite traf.

Es war ein lautes Schmettern und Krachen. Ich verlor meinen Platz und wurde auf die Seite geschleudert. Wieder bekam mein Wesen einen Schlag, der mich vom Sitz trieb, und ich hielt mein Schwert fest, das eine kostbare Waffe war.

Dann krachte es erneut. Diesmal sprangen die Türen auf. Ich schaute in grelles Licht, weil zwei Glotzaugen in das kleine Führerhaus hineinleuchteten. Sie stammten von einem querstehenden Wesen.

Ich musste raus. Die Tür war offen. Ich kroch hin und schob den Oberkörper nach draußen. Kaum hatte ich mich auf die kleine Treppe gestellt, als ich das Quietschen vernahm. Wieder stammte es von einem dieser Wesen auf vier Rädern, das sehr schnell näher kam. Für einen Moment wurde es riesengroß. Ich riss die Arme hoch, gleichzeitig auch das Schwert und war doch nicht in der Lage, den anderen zu stoppen. Er hielt dicht vor mir und rammte noch ein anderes kleines Wesen, das er zur Seite schob.

Breitbeinig stand ich da, schaute mich um, starnte in die grellen Lichter und vernahm auch die wütenden Stimmen.

„Verdamm, das ist ein Wahnsinniger!“

„Legt den doch um! „

„Der ist aus der Anstalt entsprungen! „

Ich verstand die Sprache nicht und fühlte nur, dass etwas über mich kam, das ich kaum kannte. Angst! Und Angst machte mich immer wütend. Ich spürte selbst, wie sich mein Gesicht verzerrte. Den Griff des Schwertes packte ich fester, mein Mund öffnete sich, und ein wilder Kampfschrei hallte aus meinem Mund weit in die Dunkelheit.

Wenn ich diesen Kampfschrei ausstieß, wussten meine Gegner Bescheid. Viele von ihnen ergriffen dann die Flucht, aber hier ging keiner. Ich hörte sie in einer Sprache reden, die ich nicht verstand und griff zum äußersten Mittel. Ein Barbar schlägt sich den Weg frei.

Mit einem pantherhaften Sprung jagte ich auf die anderen zu. Das Schwert hielt ich in der rechten Hand, der Arm war ausgestreckt, und ich stieß mich ab, wobei ich mit einem Satz auf die Schnauze eines dieser Wesen sprang.

Unter mir dröhnte es. Ich hörte ein Knirschen, schlug mit dem Schwert zu und traf das Dach. Dabei rutschte die Klinge noch ab, erwischte die Scheibe und löste sie auf in unzählige Krümel. Der dahintersitzende Mann riss die Arme vor das Gesicht, bevor er zur Seite wegtauchte, so dass ich ihn nicht mehr sehen konnte.

Der nächste Sprung brachte mich auf das Dach, wo ich breitbeinig, die Waffe in Anschlag, stehen blieb. Für einen Moment schaute ich herab, sah die so anders gekleideten Menschen und schlug mit meinem Schwert einen wilden Kreis.

Als ich das Fauchen der Klinge vernahm, lachte ich wild auf. Ja, so musste es sein, ich wollte den anderen Angst einjagen. Das schaffte ich auch, denn sie wichen zurück. Ihre blassen, verzerrten Gesichter sah ich, aber ich wusste genau, dass ich sie nicht alle bekämpfen konnte. Irgendwann würden sie mich überrennen, das sollte nicht geschehen.

Vom Dach des Wesens setzte ich mit einem gewaltigen Satz auf das nächste. Jemand lief neben mir her, wollte nach meinem Bein schnappen, und ich schlug mit dem Schwert zu. Die Klinge fuhr von oben nach unten, und sie hätte den anderen fast erwischt. Erschreckt stoppte er seinen Lauf, als er den Luftzug spürte und auch ein paar Haare verlor.

„Der ist ja wahnsinnig!“ schrie der Mann, blieb stehen und schüttelte sich.

Ich rannte weiter. Vom letzten Wesen sprang ich herab und erreichte die Leitplanke. Ich wusste nicht,

wie man das nannte, aber sie bildete kein Hindernis. Mit einem glatten Satz setzte ich darüber hinweg und kippte im nächsten Augenblick zur Seite, da ich auf der schräg verlaufenen Seite eines Grabens gelandet war.

Mit der Schulter fiel ich in das weiche Gras, überschlug mich und kam wieder auf die Beine.

Ja, jetzt war ich in meinem Element. Zurück schaute ich nicht mehr, nur nach vorn. Ich sah eine freie Fläche, es gab auch keine Straße, nur das Gras, und darüber lief ich mit weiten Sprüngen, wobei ich hinter mir das schrille Heulen der Sirenen vernahm.

Von einer Polizei hatte ich noch nie etwas gehört. Und auch nicht, dass diese Leute mich jagen würden. Für mich zählte zunächst einmal ein Versteck. Ich lief in den anbrechenden Morgen hinein. Mein Körper dampfte. Auf der Haut lag der Schweiß, und meine Muskeln glänzten, als hätte sie jemand mit einem Fett eingerieben.

Das Hindernis sah ich erst, als es bereits zu spät war. Da prallte ich schon dagegen, wurde wieder zurückgeworfen und stellte fest, dass es sehr weich war.

Ich hatte noch nie von hohen Maschendrahtzäunen gehört, denn dagegen war ich gelaufen. Verdattert hockte ich im Gras, schaute am Zaun hoch und sah das Wabenmuster.

Über mein Gesicht glitt ein Grinsen. Ich steckte mir die Klinge des schweren Schwerts zwischen die Zähne, sprang auf und wuchtete mich auf den Zaun zu. Es war für mich leicht, an ihm in die Höhe zu klettern. Meine Finger fanden in den Löchern genügend Halt. Sehr bald schon erreichte ich das Ende und schwang mich darüber hinweg. Auf der anderen Seite des Zauns ließ ich mich zu Boden fallen, landete wieder im weichen Gras, blieb für einen Moment in geduckter Haltung und

schaute zurück.

Sie folgten mir. Es waren Schatten, die über die leere Fläche huschten, und es waren nicht wenige.

Mein Gesicht verzerrte sich. Wut stieg in mir hoch. Die Augen begannen zu leuchten. Ich würde ihnen einen Kampf liefern, den sie nicht vergessen sollten, denn ich war ein Barbar, und ein Barbar gab niemals auf. Er kämpfte bis zum letzten Tropfen Blut.

Doch nicht hier. Ich hatte schon beim Überklettern die hohen Türme gesehen, die zahlreichen Rohre, die sie verbanden und auch die schlanken Schornsteine, aus deren Öffnungen Rauch quoll.

Von Industrieanlagen hatte ich nie etwas gehört. Mich interessierten die Gebäude nur, weil sie mir so etwas wie Schutz gaben, eine Deckung, damit ich die anderen dort erwarten konnte.

Kaum hatte ich daran gedacht, als ich schon mit weiten Sprüngen auf das neue Ziel zuhetzte ...



Bill Conolly konnte die Zigarettenstummel kaum zählen, die den Aschenbecher füllten. Er saß auf John Sinclairs Platz und stierte das Telefon an. Kein Geisterjäger hatte sich gemeldet.

Der Reporter sah übernächtigt aus. Ringe lagen unter seinen Augen, seine Haut wirkte alt. Es war nicht nur der fehlende Schlaf, der ihn so fertig machte, viel mehr Gedanken machte er sich über das Schicksal des Geisterjägers.

Sheila, seine Frau, hatte er inzwischen auch angerufen. Sie wusste jetzt Bescheid, und ihr war auch bekannt, wo sich ihr Mann aufhielt. Dabei war Suko eine Idee gekommen, die beide Männer in die Tat umgesetzt hatten.

Um John Sinclair zu finden, mussten alle Möglichkeiten ausgeschöpft werden. Und eine dieser Möglichkeiten hieß Nadine Berger. Sie war eine Wölfin, doch in ihr steckte der Geist eines Menschen, und sie lebte bei der Familie Conolly. Bill hatte Nadine abholen lassen. Sie lag momentan neben dem Schreibtisch, wirkte sehr unruhig, als wüsste sie sehr genau, um was es ging.

Suko saß Bill gegenüber. Er hatte in den letzten Minuten nicht gesprochen, und so lastete das Schweigen wie eine große Glocke über dem kleinen Büro, das sich Suko und John teilten.

„Verdammtd, verdammt!“ Bill hielt es nicht aus, schlug mit der Faust auf den Schreibtisch und stand auf. „Ich springe gleich aus dem Fenster, wenn das so weitergeht.“

„Lass es lieber.“

Bill schüttelte den Kopf, ging tatsächlich zum Fenster und schaute

hinaus in den allmählich heller werdenden Morgen. Sir James hatte Alarmstufe Rot gegeben. Zum Glück nur intern. Im Klartext hieß dies, dass er über jeden Vorfall, der in der Nähe Londons geschah und der außergewöhnlich war, sofort unterrichtet werden wollte. Er ging davon aus, dass John Sinclair, wenn er als Veränderter das Grab verlassen hatte, irgendwo auffallen musste. Sei es der Polizei oder den normalen Menschen auf der Straße. Er konnte sich nur schwer verborgen halten. Zudem würde ihn sein Weg sicherlich nach London führen.

Bill, der nicht mehr in die von Autoscheinwerfern erhellt Straßenschlucht hineinschauen wollte, drehte sich wieder um und sah gleichzeitig, wie die Wölfin sich regte.

Sie stand nicht auf, aber das Zucken ihres Körpers war für den Reporter Alarmsignal genug. Etwas schien sie zu spüren. Es war die Frau, die wenig später das Vorzimmer betrat, weil sie genau dort ihren Arbeitsplatz hatte. Dabei handelte es sich um Glenda Perkins, und Nadine wurde sofort ruhig, denn die Wölfin kannte die Sekretärin.

Die hübsche schwarzhaarige Person blieb auf der Schwelle stehen. Ihr Blick zeigte nicht einmal große

Verwunderung, und als Bill sie fragte, ob sie bereits informiert wäre, nickte sie.

„Woher denn?“ wollte der Reporter wissen.

„Ich habe Sir James getroffen.“

„Aha.“

Glenda kam vor. „Ist es wirklich so schlimm gewesen?“

„Wir haben keine Ahnung“, gab Bill zu. „Aber wenn unsere Befürchtungen eintreffen, kann es für John Sinclair böse enden.“ Er sprach mit leiser Stimme und schüttelte sich dabei.

„Gibt es keine Spuren?“

„Noch nicht.“

Glenda schaute Suko an, als wollte sie Bills Antwort nicht glauben. Sie sah dessen Nicken. „Und wie ist alles gekommen?“ wollte sie wissen.

„Das kann ich dir auch nicht genau sagen“, erwiderte der Inspektor, „wir waren ja nicht dabei, als es John erwischte.“ Der Chinese begann damit, Einzelheiten zu berichten, und Glenda wurde immer bleicher. In ihren Augen sammelte sich das Tränenwasser, sie schluckte hart und konnte kaum noch sprechen.

„So sieht es leider aus“, schloss Suko.

„Ja ... ja ... Aber ihr wisst nicht, als was John das Grab verlassen hat - oder?“

„Wir wissen überhaupt nichts“, gab Suko zu. „Das ist alles furchtbar kompliziert. Wenigstens für uns. Vielleicht ist es auch einfach. Wer kann das schon sagen?“

„Stellt euch vor, er wird zu einem Monster?“ hauchte Glenda.
„Schrecklich, das ist überhaupt nicht auszudenken.“

„Damit müssen wir leider rechnen“, erklärte Suko.

„O nein.“ Sie wollte noch etwas sagen, als das Telefon anschlug. Diesmal saß Suko näher als Bill, schnappte den Hörer, lauschte und sprang plötzlich in die Höhe.

„Wir sind schon unterwegs! „, rief er in den auf den Apparat fallenden Hörer hinein.

„Was ist denn?“ fragte Bill. „Haben sie ihn?“

„Wahrscheinlich!“

„Und! Ist er ein Monster?“

Suko hob die Schultern. „Ich weiß es noch nicht. Auch Sir James weiß nichts. Er will auf jeden Fall mitfahren. Los, wir müssen uns beeilen!“

Bill zog die Wölfin mit, und Glenda schaute den beiden Männern nach, wie sie aus dem Büro stürmten. Um ihre Mundwinkel zuckte es, und sie krampfte die Finger wie zum Gebet ineinander. Es war das einzige, was ihr jetzt noch blieb ...



Für mich sahen die zahlreichen Fabrikanlagen, die hohen Bauten, Schornsteine und Leitungen aus wie eine gespenstische Kulisse. Gleichzeitig waren sie mir so ungemein fremd, denn so etwas hatte ich noch nie gesehen, obwohl sich in meiner fernen Erinnerung etwas hervorkristallisierte, das ich nicht fassen konnte.

Ein anderer Name kam mir auch in den Sinn. John Sinclair ...

Seltsam, dachte ich und schüttelte im Lauf den Kopf. Was war das für ein Begriff? Ich dachte darüber nach, ohne zu einem Entschluss zu kommen.

Dann erreichte ich die ersten Anlagen. Zwischen zwei Gebäuden tat sich eine gewaltige Lücke auf. Über meinem Kopf liefen drei dicke Rohre entlang, so dass ich mir wie unter einer Brücke stehend vorkam.

Ich schaute hoch. Die Rohre waren nicht glatt. Sie besaßen an gewissen Stellen matte, glänzende Verschlüsse, die ich nicht kannte, denn der Begriff Ventil war mir fremd.

Menschen sah ich keine. In der Ferne jedoch leuchteten helle Scheinwerfer, aber dort wollte ich nicht hin. Auch zurück konnte ich nicht, denn ich sah meine Verfolger, wie sie in einer breiten Kette über das leere Wiesenstück huschten. Mir blieb nur die Möglichkeit, zwischen den Bauten Deckung zu suchen und so lange zu warten, bis die anderen mich gefunden hatten. Dann wollte ich kämpfen.

Ich lief rasch unter den Röhren hindurch und erreichte eine Art Straße, auf der seltsame Wagen neben einem Berg von aufeinandergestapelten

Fässern standen. Die Wagen besaßen zwei lange Stangen, die sie wie Speere vor sich herschoben.

Man sagte Gabelstapler dazu, aber das wusste ich als Torkan natürlich nicht. Ich arbeitete mehr mit meinem Instinkt und hielt mich dicht an der Hallenseite, die im Schatten lag.

Vorsichtig ging ich weiter. Dabei näherte ich mich den gestapelten Fässern. Dass in der Halle ein Tor oder eine Tür offen stand, merkte ich erst, als ein Mann sie verließ. Er trug blaue Kleidung und blies in seine Hände, als er zum Gabelstapler hinüberschaute. Gleichzeitig vernahm ich aus der Ferne Sirenenklang, der laut heulend meine Ohren traf. Ich wusste damit nichts anzufangen, aber der Mann, den ich gesehen hatte, erschreckte sich und sagte etwas, das ich nicht verstand. Dann drehte er sich um.

Ich war einen Schritt vorgegangen und sah plötzlich, wie sich der Mann versteifte. Er hatte mich entdeckt.

Die Überraschung lähmte ihn so, dass er zunächst überhaupt nicht reagierte. Vielleicht glaubte er auch an einen Geist, denn so ähnlich starnte er mich an.

Ich ging vor. Dabei hielt ich das Schwert so, dass er auf die spitze Klinge schauen musste. Das machte ihm noch mehr Angst, denn er begann zu zittern. Über meine Lippen flog ein geringschätziges Lächeln. Was waren diese Menschen doch für Feiglinge! Gegen Feiglinge hatte ich noch nie gekämpft, sie immer nur verachtet.

Seine Augen weiteten sich vor Schreck, als ich dicht vor ihm erschien. Er rechnete damit, von der Klinge getroffen zu werden. Ich tat es nicht. Meine Faust reichte. Sie fiel von oben nach unten und traf ihn so hart und genau, dass er bewusstlos zusammenbrach.

Mit einer Hand packte ich ihn an der Kleidung und schleifte ihn hinter die Fässer, wo er liegen blieb. Dann ging ich weiter. Immer sehr dicht an dem Gebäude vorbei, so dass ich nicht zu leicht entdeckt werden konnte. Ich war gespannt wie ein Raubtier. Witterte, schaute und stellte fest, dass dieser heulende Klang wesentlich lauter geworden war.

Da kam etwas. Ich wusste nicht, um was es sich handelte, befand mich jedoch in einer feindlichen Umwelt und stufte all das, was mir nicht bekannt war, als äußerst feindlich ein. Dagegen wollte ich mich wehren.

Ich hatte das Ende des langen Hauses erreicht, stand vor einer freien Fläche und sah plötzlich den blauroten Schein darüber hinweghuschen. Zur gleichen Zeit vernahm ich ein Dröhnen, und dann erschienen große Ungeheuer in meinem Blickkreis.

Es waren knallrot angestrichene Wesen, die ebenfalls auf vier Rädern fuhren und an mir vorbeirauschten. Menschen befanden sich in und auf den Wesen. Sie sahen mich nicht. Ich folgte den beiden Ungetümen mit den Blicken. An ihren hinteren Seiten glühten rote Augen auf, bevor sie

standen. Die Männer sprangen ab.

Ich ahnte, dass sie mich sehr bald finden würden, wenn ich jetzt nichts tat, verließ meinen Platz und rannte geduckt auf einen sehr hohen und breiten Turm zu. Ihn wollte ich erklettern.

Schon auf dem Weg dorthin hatte ich die lange Leiter gesehen, die an einer Seite des Turms in die Höhe führte. Sie wurde von einem Haltegitter umrahmt, und es gab auch kleine Inseln, auf denen man sich ausruhen konnte.

Der Atem dampfte vor meinen Lippen, als ich stehen blieb. Vor mir sah ich die Leiter. Mit einer Hand fasste ich sie an. Ich merkte auch die Kälte, die von ihr ausging und begab mich daran, sie langsam hinaufzusteigen. Das Schwert hielt ich dabei fest.

Kraftvoll überwand ich die Strecke, kam höher und höher und erreichte die erste Insel. Dort blieb ich hocken, wurde durch ein Gitter gedeckt und konnte trotzdem nach unten schauen.

Was sich dort abspielte, begriff ich nicht. Immer mehr Fahrzeuge rollten heran. Ich sah auch die Männer von der Straße, die sich mit anderen unterhielten und sich verteilten. Sie suchten mich. Noch hatten sie mich nicht gesehen, und ich duckte mich noch mehr, als sich einige der bleichen Gesichter genau in die Richtung drehten, in der ich hockte.

Mehr geschah vorerst nicht. Jeder sprach da mit jedem. Ihre Stimmen schallten zu mir hoch. Einige Männer trugen seltsame Gegenstände in den Händen. Dass es Gewehre waren, wusste ich nicht, aber diese Männer verteilten sich um den hohen Kessel.

Ich wartete ab. Wieder fuhr ein Wagen herbei. Von ihm wurde etwas abgeladen, aufgestellt, und ich konnte von meiner Insel aus genau darauf schauen.

Die Gegenstände kamen mir wie übergroße Augen vor. Sie glänzten noch matt und strahlten im nächsten Augenblick so hell auf, dass sie mich blendeten. Ich bekam einen so großen Schreck, dass ich mich flach auf den Boden warf und die Beine anzog. So blieb ich liegen.

Der helle Lichtstrahl drehte sich, und er wurde noch strahlender, weil auch ein zweiter hinzugekommen war, so dass die beiden sich getroffen hatten.

Ich blieb in meiner Haltung. Noch hatte ich Glück gehabt. Niemand kam zu mir hoch, aber ich wusste auch, dass dies nicht immer so bleiben würde, so dass ich mir vornahm, mir einen anderen Platz zu suchen. Da gab es nur eine Richtung. Die weiter nach oben.

Im Moment hatte ich Glück. Die beiden langen Lichter befanden sich nicht in meiner Nähe, sondern woanders. Mich schützte noch die Morgendämmerung und auch die Haut des großen Kessels, an dem ich hochkletterte.

Die nächsten beiden Inseln wollte ich überspringen und erst weiter

oben anhalten.

Es war ein Laufen gegen das Schicksal. Ein paar mal huschte der Strahl sehr dicht an mir vorbei, ohne mich allerdings fassen zu können. Ich überkletterte auch die weitere Insel, ging wieder höher, und etwa in der Mitte zwischen den beiden Punkten erwischte es mich.

Plötzlich war um mich herum alles hell. Ich wurde angestrahlt und konnte mich auch nicht mehr bewegen, weil die Überraschung zu hart zugeschlagen hatte.

„Da ist er!“

Es war wie ein Schrei, der mir entgegenbrandete. Die Worte hatte ich nicht verstanden, aber ich wusste genau, was er gemeint hatte. Jetzt kam ich nicht mehr weg. Und es ging kein Weg an einem Kampf vorbei. Ich wollte mich stellen, denn das war die Art des Barbaren ...



Sie jagten über den Motorway.

Sir James hatte seinen Fahrer mitgenommen, und der Mann holte alles aus dem Rolls heraus. Auf dem Dach drehte sich das für den Notfall gedachte Warnlicht. Sirenengeheul sorgte dafür, dass die Fahrbahn vor dem Wagen frei wurde.

Sir James saß vorn. Suko und Bill hockten im bequemen Fond. Zwischen ihren Beinen hatte es sich Nadine, die Wölfin, gemütlich gemacht. Hin und wieder wurde sie von Bill Conolly gekrault und gestreichelt. Manchmal hob und drehte sie auch so den Kopf, dass der Reporter in ihre menschlichen Augen blicken konnte.

Bill spürte die heiße Angst um seinen Freund John Sinclair. Hätte ihn jemand danach gefragt, er hätte es immer zugegeben, wobei er glaubte, dass es in Sukos Innern nicht anders aussah.

Inzwischen wussten die beiden Männer auch, was sich ereignet hatte. Es war zu einem Chaos auf dem Motorway kurz vor London gekommen, weil ein wie aus der Antike stammender Mann plötzlich und überhastet ein Fahrzeug verlassen hatte, mit dem er zuvor Schlangenlinien gefahren war. Zahlreiche Auffahrunfälle waren die Folge gewesen, und dieses Chaos hatte sich genau dort ereignet, wo der Motorway an das Gelände der London Petrol grenzte, einer großen Mineralölgesellschaft, die dort ihre Fabrikanlagen besaß. Wie sie weiter erfahren hatten, war es dem anderen gelungen zu fliehen und sich auf dem Gelände zu verbergen.

So sah die Lage aus.

Ob es sich bei dieser Person um John Sinclair handelte, wusste niemand. Nur Suko behauptete steif und fest, dass es der Geisterjäger war, und er hatte auch eine Erklärung für dessen Aussehen gegeben.

Suko war damals derjenige gewesen, den es durch die Magie des Dämons Okastra neben John Sinclair ebenfalls in das alte Babylon verschlagen hatte. Er wusste sehr genau über die Verwandlung des Geisterjägers in Torkan, den Barbaren, Bescheid. Und so wie der beschriebene Flüchtlings hatte auch Torkan damals ausgesehen.

Bill sprach Suko noch einmal darauf an. „Du glaubst fest daran, dass es sich um Torkan gehandelt hat?“

„Ja.“

„Und was ist mit dem echten John Sinclair?“

Der Inspektor hob die Schultern. „Das liegt in der Hand eines Mächtigeren, nicht in unserer.“

Bill schüttelte den Kopf. „Ich kann das alles kaum fassen. Es ist so unwahrscheinlich. Wenn ich mir vorstelle, dass mein Freund John Sinclair als Barbar wie der alte Conan durch die Gegend läuft und mit dem Schwert aufräumt, wird mir ganz anders.“

„Mir auch.“

„Und noch etwas kommt hinzu“, sagte der Reporter. „Barbaren sind zu kämpfen gewohnt. Darin wird auch unser Freund Sinclair keine Ausnahme machen. Jetzt stell dir mal vor, dass John plötzlich Amok läuft und mit seiner Waffe andere Menschen angreift. Was passiert dann?“

„Kugeln sind schneller als Schwerter.“

„Genau.“

Mehr brauchten die beiden nicht zu sagen. Sie wussten selbst, dass John Sinclair alias Torkan keine Chance gegen die Übermacht der Feinde besaß. Er war völlig auf sich allein gestellt, und das inmitten einer für ihn so fremden Welt.

Den Freunden wurde angst und bange, wobei sie hofften, dass sie noch rechtzeitig kamen.

Der Fahrer tat sein Bestes. Auf der rechten Seite überholte er alle anderen Fahrzeuge, die geisterhaft vorbeihuschten. Zum Glück wallte kein Nebel, die Sicht war frei, und in der Ferne erschienen bereits die hohen Türme der Industrieanlagen. Genau dort lag ihr Ziel.

An der nächsten Abfahrt mussten sie hinunter. In eine starke Kurve wurde das Fahrzeug gelegt, so dass Suko gegen seinen Freund Bill gedrückt wurde. Unter ihnen wimmerten die Reifen. Sie verloren sicherlich in diesen Augenblicken einiges an Profil.

Sekunden später lag die Ausfahrt hinten ihnen. Von links kam kein Verkehr, von rechts auch nicht, und der Fahrer konnte Gas geben. Sie jagten über eine breite Straße, bogen dann ab und fuhren rechtwinklig in das Gelände hinein.

Die laut jaulende Sirene war bereits an einem der Werktore von den zuständigen Portiers gehört worden. Sie öffneten es vorher, so dass der

Wagen hindurchschießen konnte.

Es war sehr leicht festzustellen, wo sich die Menschen aufhielten. Ein heller Schein wies ihnen den Weg, und der Rolls jagte durch die Industriestraßen, die sich zwischen den gewaltigen Aufbauten befanden.

Bei Sir James, Bill und Suko wuchs die Spannung fast bis ins Unermessliche. Der Reporter hatte sich aus dem Sitz halb erhoben und starre durch die Frontscheibe. Er sah schon die Wagen der Polizei und auch die der Werksfeuerwehr. Ein langer, breiter Lichtstrahl stach in den düsteren Himmel und fand irgendwo sein Ziel.

Der Wagen wurde gestoppt.

Im Licht seiner noch brennenden Scheinwerfer wandten die Anwesenden ihnen die Gesichter zu. Einige Männer waren mit Gewehren bewaffnet. Bill überlegte, ob er Nadine überhaupt mitnehmen sollte. Er entschied sich dafür. Suko, er und die Wölfin hatten den Rolls früher als Superintendent Sir James Powell verlassen.

Die wartenden Beamten drehten sich ihnen zu, Polizei und Werkschutz waren bunt gemischt, und die Leute sahen, dass Sir James, als er aus seinem Rolls stieg, zu den Respektpersonen zählte.

Der Einsatzleiter kam und erstattete Meldung.

„Wie sieht es aus?“ fragte Sir James.

„Sir, wir haben ihn noch nicht gefunden. Es ist nur eine Frage der Zeit, dann kriegen wir ihn.“

„Sie sind bewaffnet, nicht?“ fragte Suko.

„Natürlich.“

„Werden Sie auch schießen?“

Der Einsatzleiter lachte. „Das ist klar, Mister. Wir haben genügend Zeugenaussagen, die bestätigen, wie gefährlich dieser Mensch ist. Das muss ein Amokläufer sein.“

„Hat es Tote gegeben?“ fragte Bill zwischen.

„Nein.“

„Er hat also keine Blutspur hinterlassen?“

„Das nicht, aber ...“

„Dann haben Sie auch keinen Grund, zu schießen!“ fuhr der Reporter dem anderen in die Parade. „Klar?“

„Moment mal, Mister. Hier habe ich zu bestimmen. Wenn ich erkannt habe, dass der Gesuchte eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellt, besitze ich das Recht, auch das Feuer eröffnen zu lassen.“

„Jetzt nicht mehr!“ stand Sir James den beiden Freunden bei. „Ich übernehme kraft meines Amtes die Leitung.“ Ohne sich um das wütende Gesicht des Einsatzleiters zu kümmern, erkundigte sich Sir James nach dem Chef der Werksfeuerwehr.

„Er befindet sich da vorne, Sir.“

„Danke, dann lassen sie uns durch!“

Die drei Männer durchbrachen den Ring der Beamten. Ihre Gesichter wirkten wie aus Glas geformt. Hart, kantig und voller Entschlossenheit. Die anderen Männer schufen eine Gasse, durch die sie schreiten konnten, und sie sahen schon sehr bald die beiden Scheinwerferstrahlen, die einen hohen, runden Kesselbau abtasteten. Von zwei Seiten glitten sie aufeinander zu und malten helle Flecken auf das Grau der Außenhaut. Sehr lichtstark waren sie. Die fanden sogar eine Fliege auf der Außenhaut.

Die Wölfin Nadine hatte sich neben Bill gedrängt. Der Reporter spürte, wie sie zitterte. Ein leises Knurren drang aus ihrem offenstehenden Maul. Hatte sie etwas gewittert?

Der Reporter verfolgte mit seinen Blicken abermals den Weg der Scheinwerfer. Er sah, dass sie aufeinander zuliefen, sich bald treffen würden und auch eine der breiten, in die Höhe ragenden Leitern aus dem dunklen Grau hervorrißen.

Die Führung der Leiter war durch mehrere Plattformen unterbrochen worden, und auf einer dieser Plattformen lag eine Gestalt. Sehr deutlich zu erkennen. Konturenscharf befand sie sich innerhalb des gleißenden Lichtkegels. Obwohl das Gestänge den Männern einen Teil der Sicht nahm, konnten sie die langen, dunklen Haare erkennen und auch den muskulösen Oberkörper des auf der Plattform liegenden Menschen. Vom Untergrund war er ziemlich weit entfernt. Würde er springen, brach er sich alle Knochen.

„Torkan!“ hauchte Bill.

„Ja! „, bestätigte Suko. „So hat John Sinclair damals als Torkan ausgesehen. Mein Gott ...“

Auch Sir James hatte die Worte verstanden. „Wir haben ihn?“ fragte er leise.

„Ja, Sir.“

„Da ist er!“ Die Stimme eines Mannes gellte auf. Sofort wanderte der zweite Scheinwerfer auf den ersten Lichtkegel zu, um die helle Fülle zu verstärken. Als beide Lichtkegel zusammenkamen, sahen Bill und Suko, wie sich die Gestalt auf der Plattform aufrichtete und ihr Schwert schwang.

Jemand lachte, bevor er sagte: „Dieser Idiot will wahrhaftig kämpfen. Dem geben wir eine Kugel!“

Heftig fuhr Bill Conolly bei den Worten des anderen herum. Er sah, wie der Mann in Polizeiuniform sein Gewehr hob und anlegte.

Bill wollte eingreifen, noch schneller war die Wölfin. Sie sprang den Polizisten so hart an, dass der Mann das Gleichgewicht verlor, nach hinten fiel und zu Boden krachte. Er begann laut zu fluchen, hörte das Knurren der Wölfin, und andere Kollegen wollten ihm zu Hilfe eilen.

Suko warf sich zwischen sie. „Keinen Schuss!“ schrie er.

Die anderen stoppten. Auch Sir James griff ein. Er trieb die Beamten zurück, bevor er mit lauter Stimme, damit jeder es hören konnte, seinen Plan erklärte.

„Sie alle bleiben hier unten. Wenn jemand etwas unternimmt, sind es meine beiden Leute. Verstanden?“

„Ja, Sir!“,

„Gut. Und geschossen wird nicht.“ Sir James atmete tief ein. Er war froh, es geschafft zu haben. Für einen Moment hatte wirklich alles auf der Kippe gestanden.

Der Superintendent trat dicht vor Bill und Suko. Sie gingen ein wenig zur Seite. Kein anderer sollte die Worte des Polizeichefs mitbekommen. „Tut euer Bestes“, sagte Sir James. „Holt Torkan oder John Sinclair zurück. Und zwar lebend.“

Die beiden nickten. Sprechen konnten sie nicht da in ihren Kehlen dicke Klöße lagen.

„Alles klar?“ fragte der Superintendent.

„Ja, Sir“, erwiderte Suko.

„Und achten Sie auf Nadine“, meinte Bill. „Ich glaube, wir können sie nicht mitnehmen.“

„Geht in Ordnung ...“

Torkan hatte es geschafft, während dieses Zwischenfalls am Boden noch weiter in die Höhe zu klettern. Das sahen Bill und Suko, als sie vor dem unteren Ende der Leiter stehen geblieben waren, die Köpfe in den Nacken legten und an den zahlreichen Sprossen in die Höhe schauten. Die lange Leiter besaß eine Stütze. Im Halbkreis lief das Metallgerüst parallel zur Leiter und auch dahinter in die Höhe und endete erst am oberen Rand des hohen Kessels.

Womit er gefüllt war, wussten Bill und Suko nicht. Es war ihnen auch egal, solange niemand schoss und Torkan nicht durchdrehte, wobei er versuchte, die Haut durch die Schneide seines Schwerts zu zerstören.

Suko machte den Anfang. Geschmeidig kletterte er die Stufen hoch. Nicht sehr schnell zu Beginn, denn der Chinese wusste seine Kräfte genau einzuteilen. Er wollte nicht auf halber Strecke schlappmachen. Wenn er das vorgelegte Tempo beibehielt, schaffte er es auch, die Sprossen zu überwinden. Sie bestanden aus Metall, das eine gute Leitfähigkeit besitzt, so dass jede Berührung durch die Schuhsohlen der Männer deutlich zu hören war. Vielleicht auch von Torkan, den weder Suko noch Bill sehen konnten, weil ihnen die Plattformen die Sicht nahmen.

Verfolgt wurden sie vom Lichtkegel eines Scheinwerfers. Der zweite ließ Torkan nicht aus dem ‚Griff‘, und so konnten die unten Wartenden den Weg der drei Männer genau verfolgen.

Auch Sir James. Er stand da, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und

starrte in die Höhe. In seinem Gesicht deutete nichts auf die Gedanken hin, die seinen Kopf durchtosten. Zudem hatte er die Lippen fest zusammengekniffen.

Er vertraute den beiden, und er vertraute auch auf Torkan, alias John Sinclair, dass der Geisterjäger den Schrecken überwand.

Niemand ruhte sich aus, obwohl die Kletterei anstrengend war. Suko und Bill hatten auch über keinen Plan gesprochen, wie sie vorgehen wollten, alles sollte und musste sich ergeben.

Und sie kamen weiter. Die Hälfte der Strecke lag längst hinter ihnen, als Suko plötzlich stehen blieb.

„Was ist?“ fragte Bill, der fast mit dem Kopf gegen Sukos Absatz gestoßen wäre.

„Er hat angehalten.“

„Und jetzt?“

„Ich spreche mit ihm.“

„Okay.“

„John!“ rief Suko. „John Sinclair! Kannst du mich hören?“ Er redete den Geisterjäger bewusst mit seinem richtigen Namen an, weil er hoffte, eine eventuell vorhandene geistige Sperre dadurch ein wenig lockern zu können.

Und er bekam eine Antwort. Es war nur mehr ein Knurren, keine Worte, aber das Geräusch hörte sich gefährlich an. Kurz danach vernahmen beide Verfolger ein heftiges Klicken, denn Torkan hatte mit seinem Schwert gegen den Rand der Eisenleiter geschlagen.

Für einen Moment waren sie sprachlos, bis Suko den Kopf drehte und in Bills fragendes Gesicht schaute. „Das war wohl nichts. Wir müssen es anders versuchen.“

„Wie denn?“

„Warten wir ab, bis wir oben sind.“

„Gut, dann weiter.“ Bill atmete heftig. Die Kletterei hatte ihn stark angestrengt.

Und Suko folgte seinem Rat. Als er auf der nächsten Plattform stand, sah er Torkan schon ziemlich dicht über sich. Der Barbar, der eigentlich John Sinclair war, hielt sich mit der linken Hand an einer Sprosse fest und hafte dabei seinen Oberkörper so gedreht, dass er nach unten auf Sukos Kopf schauen konnte. In die gleiche Richtung zielte die Klingenspitze.

Suko kletterte weiter. Er spürte, dass er dicht vor einer Entscheidung stand und bekam auch so etwas wie ein Gefühl der Furcht, denn Torkan über ihm machte einen wilden, entschlossenen Eindruck.

Die beiden breiten Lichtkegel hatten sich jetzt vereinigt. Noch heller war es geworden, und die vor dem Turm wartenden Menschen mussten alles sehr deutlich erkennen können.

Torkan stieß zu. Arm und Schwert rammte er plötzlich nach unten, und Suko zuckte zurück. Er hatte sogar den Luftzug gespürt, so nahe war die Klinge über seinen Kopf hinweggehuscht.

„Shit, der will uns killen!“ flüsterte Bill scharf und unterbrach sich selbst, weil er sah, dass Torkan seinen Weg fortsetzte und auch den letzten Rest der Strecke überwand. Vor dem Dachbeginn des gewaltigen Kessels würden sie ihn nicht mehr einholen. Alles deutete auf eine große Auseinandersetzung auf dem Dach des Kessels hin.

Torkan war sehr schnell. Obwohl sich Suko und Bill auch beeilten, sahen sie, wie Torkan mit einem letzten Sprung den Rand überwand und ihren Blicken entchwunden war.

Suko konnte nur schätzen, aber zehn oder fünfzehn Sprossen mussten sie noch überwinden.

Es war wesentlich windiger in dieser luftigen Höhe. In Böen fuhr der Wind heran und schüttelte die beiden Männer durch, so dass sie sich festklammern mussten.

Die letzten Sprossen ...

Das wusste auch Bill Conolly, und er warnte seinen Freund Suko. „Gib nur acht, dass er nicht plötzlich erscheint und dir mit seinem Schwert den Schädel abschlagen will.“

„Wird schon nicht geschehen.“ Suko gab sich optimistischer, als er es tatsächlich war, deshalb griff er jetzt schon zu einer Waffe, die ihm helfen konnte.

Es war der Stab. Er nahm ihn in die linke Hand, während er mit den Fingern der rechten die letzte Sprosse umklammerte. Einen Moment später schwang er sich darüber hinweg auf das Dach des Kessels ...



Ich, Torkan, würde ihnen keine Chance lassen. Auch den beiden nicht, die mich verfolgten. Ich wusste, dass sie mich zurückholen wollten, aber sie sollten sich getäuscht haben, ein Barbar wie ich konnte kämpfen.

Steif und kalt fuhr der Wind über das runde Dach, aus dessen Fläche an verschiedenen Stellen kleine Schornsteine hervorlugten, die allerdings keinen Rauch absonderten.

Das Steigen hatte auch mich angestrengt, ich atmete heftiger, pumpte Luft in meine Lungen und blähte somit den Brustkasten auf. Dann drehte ich mich um und schaute zu der Stelle hin, wo die Verfolger auftauchen mussten.

Der Wind wehte mein Haar hoch, dass es wie eine Fahne um meinen Kopf knatterte. Dadurch wirkte ich noch wilder, ungezähmter und ungezügelter, als ich es in Wirklichkeit schon war. Meine Hand und das Schwert bildeten eine Einheit. Ich war der Beste gewesen, wenn es

darum ging, die Waffe zu führen.

Sie kamen! Zuerst tauchte der auf, der so anders aussah und zu einem Volk zu gehören schien, das weit entfernt lebte. Ich schaute in sein Gesicht und sah die geschmeidigen Bewegungen, mit denen er sich auf das Dach schwang, wo er sofort zur Seite lief.

Eine sichtbare Waffe, die mir gefährlich werden konnte, trug er ebenso wenig bei sich wie der andere, der dicht hinter ihm auf dem Dach erschien. Beide bauten sie sich vor mir auf. Der eine links, der andere rechts, so dass wir drei ein Dreieck bildeten. Sie atmeten schwer, die Kletterei hatte sie angestrengt, also würden sie schwächer sein, wenn ich sie angriff, und ein kaltes Grinsen umspielte meine Lippen. Schon jetzt sah ich mich als Sieger.

Der mit dem Stab in der Hand sprach mich an. „John! John Sinclair! Hörst du mich?“

Ja, ich hörte ihn, aber ich wusste nicht, was er von mir wollte. John Sinclair hatte er gesagt. Schon wieder dieser Name. War ich nicht schon selbst einmal darauf gekommen? Ich dachte darüber nach und stellte fest, dass mir dieses Denken Mühe bereitete. So schüttelte ich den Kopf, und mein Gesicht verzerrte sich in wilder Entschlossenheit.

Nein, ich würde ihnen keine Chance geben.

Zwielicht umgab uns. Die Scheinwerferstrahlen erreichten nur den Rand. Ein wenig Restlicht drang darüber hinweg. Es reichte kaum aus, um alles genau sehen zu können.

„John, bitte!“ Er sprach drängend und kam sogar auf mich zu. Das war ein Angriff. Ich handelte.

Einen Sprung nach vorn tat ich, sah den anderen zurückzucken, lachte auf und drehte mich blitzschnell, denn ich lief in die Richtung des zweiten Mannes, wobei ich mein schweres Schwert schon über meinen Kopf schwang.

Bill Conolly wurde überrascht.

„Pass auf, Bill!“ Es war Sukos Warnung, die ihn erreichte, vielleicht zu spät, denn ich war dicht bei ihm.

Ein urwelhaftes, barbarisches Gebrüll drang aus meinem weit geöffneten Mund, als ich die Klinge nach unten sausen ließ. Ich hätte den anderen spalten können, aber er bewegte sich so schnell, dass mein Schwert ins Leere pfiff. Mit der Spitze berührte es noch den Boden, kratzte darüber hinweg und schleuderte sogar eine Funkenspur in die Höhe.

Ich holte wieder aus, um nachzusetzen, denn der andere befand sich noch in meiner Nähe, als ich einen harten Stoß in meinen ungeschützten Rücken bekam.

Suko war gesprungen und hatte mit beiden Füßen voll getroffen. Ich taumelte über das Dach und geriet an eine Stelle, wie ich gar nicht hatte

hinlaufen wollen. Bevor ich stolpern konnte, fing ich mich wieder und kreiselte herum, wobei ich den Arm ausgestreckt hielt und mein Kampfschwert die Bewegung mitmachte.

Der andere war schon wieder da. Er duckte sich blitzschnell ab, so dass die Klinge über seinen Kopf hinwegfuhr.

„John!“ Wieder schrie er mich an.

Ich schüttelte den Kopf, ging zurück und holte erneut aus. Da blieb der andere stehen. Auch ich war so überrascht, dass ich nicht zuschlug. Warum tat er nichts?

Er stand nur da, als erwartete er den Tod. Aber er hielt etwas in der Hand. Aus seiner Faust schaute ein Stab hervor wie ein dritter dunkler Daumen. Und dieser Mann mit den seltsamen Schlitzaugen sprach nur ein Wort.

„Topar!“



Suko war den Schlägen ausgewichen und hatte sich nicht beirren lassen. Jetzt hatte er zur letzten Möglichkeit gegriffen und dem anderen das Wort entgegengerufen, das die Zeit für fünf Sekunden stoppte. In dieser Spanne waren alle anderen bis auf den Rufer zur Starrheit verdammt, und nur Suko konnte reagieren.

In fünf Sekunden musste er es geschafft haben. Wenn nicht, war alles umsonst gewesen. Er ging vor und holte das aus seiner Tasche, was Bill Conolly im Hügelgrab gefunden hatte. Das Kreuz.

Diesen wertvollen Talisman, der John Sinclair gehörte, hängte er dem anderen über.

Ein Schrei - wild, markerschütternd und urig - fegte über das Dach. Er hörte sich fast wie ein Todesschrei an, das jedoch war er nicht, sondern ein wilder Ruf der Verzweiflung.

Gleichzeitig entfaltete das Kreuz seine vollen Kräfte und schuf eine Aura des Lichts, das den Barbaren einhüllte wie ein Mantel. Das Licht war so stark, dass Suko geblendet zurücktreten musste und seine Hand noch vor die Augen legte.

Er hoffte, es genau richtig gemacht zu haben. Sehen konnte er nichts, er vernahm die Schreie, die einfach nicht aufhören wollten.

Die anderen beiden Monstren hatten sie durch geweihte Silberkugeln gestoppt, die Kraft des Kreuzes aber war größer, und Suko betete darum, dass sie den anderen nicht tötete.

Fünf Sekunden! Waren sie um?

Der Inspektor spürte, dass die Helligkeit des Lichts allmählich nachließ, und er senkte seinen Arm. Er sah John Sinclair!

Jawohl, es war John und nicht mehr Torkan, der Barbar. Noch immer vom Lichtschein umhüllt, stand der Geisterjäger dort und umklammerte sein Kreuz mit beiden Händen. Er hatte den Oberkörper nach hinten gedrückt und sah aus, als würde er jeden Augenblick zu Boden fallen. Dabei schwankte er wie das berühmte Rohr im Wind.

Suko, der es einfach nicht aushielt, lief zu ihm und stützte ihn. Er umfasste keinen Geist, sondern einen Menschen aus Fleisch und Blut, so dass seine Befürchtungen, die er gehabt hatte, nicht eingetreten waren.

Es gab den Geisterjäger John Sinclair wieder. Das Hügelgrab und dessen furchtbare Kraft hatten diesmal nicht gewonnen.

Auch Bill kam herbei, stützte John ebenfalls mit ab, der sich verwundert umschaute und überhaupt nicht wusste, was geschehen war.

„Ihr?“ fragte ich schließlich.

„Ja, wer sonst ...“

„Ich dachte eher, es wäre ein Wesen namens Laktur. Aber das versteht ihr doch nicht ...“



Ich hatte heißen Tee bekommen und mich zusammen mit meinen Freunden und Sir James in den Rolls zurückgezogen. Fragen hatte der Superintendent nicht beantwortet, obwohl die Polizisten sehr erstaunt geschaudert hatten, als sie sahen, dass ein völlig anderer die Leiter wieder nach unten stieg.

Bill und Suko berichteten zuerst. Ich staunte nur noch, denn an all das, von dem sie sprachen, konnte ich mich nicht erinnern. Ich nahm es hin und widersprach nicht.

Anschließend berichtete ich. Und nun staunten meine Freunde. Die Todessehnsucht, wie ich sie gespürt hatte, war an ihnen vorbeigegangen. Es gab dafür einen guten Grund, denn der Dämon Laktur lebte nicht mehr.

„Dann wäre dieses Problem also endgültig aus der Welt geschafft“, erklärte Sir James.

„Ja, vorerst.“

„Wieso?“

Ich hob die Schultern. „Wissen Sie, Sir, ich kann mir durchaus vorstellen, dass es noch mehr Schamanen oder Zauberpriester gibt, die eine solche Kunst beherrschen.“

„Das will ich doch nicht hoffen“, sagte unser Chef und holte seinen Chauffeur herein. „Fahren Sie uns wieder zurück. Hier haben wir nichts mehr zu suchen.“

Langsam rollten wir über das Werksgelände dem Tor zu. Ich war sehr schweigsam, und meine Gedanken drehten sich um Torkan, den Barbaren. Erst als Suko mich zum zweitenmal anstieß, schreckte ich

auf.

„Was ist denn?“

„John“, sagte er leise, „mir ist gerade etwas eingefallen. Dieser Geist des Barbaren kann dein Leben wie einen Fluch begleiten.“

Ich winkte mit beiden Händen ab. „Male den Teufel nur nicht an die Wand.“

„Wir müssen uns trotzdem den Tatsachen stellen.“

„Sicher. Aber der soll sich einen anderen suchen.“ Während dieser Worte streichelte ich Nadine, die Wölfin, die vor unseren Füßen lag.

„Wen denn?“ fragte Bill.

Darauf hatte ich gewartet. „Dich mein Lieber. Ich möchte zu gern das Gesicht deiner lieben Sheila sehen, wenn sie entdeckt, dass ein Barbar neben ihr im Bett liegt ...“

ENDE